

MONATSSCHRIFTEN DER
COMENIUS-GESELLSCHAFT
X XVI. BAND · ◊ · ◊ · ◊ · HEFT 3

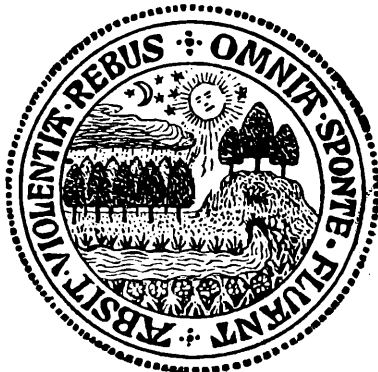
Monatshefte für

Kultur und Geistesleben

1917

März

Heft 2



Herausgegeben von Ferd. Jak. Schmidt
Neue Folge der Monatshefte der C.G.
Der ganzen Reihe 26. Band.

VERLAG VON EUGEN DIEDERICHS, JENA 1917

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften
(jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistes-
leben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung
(jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

	Seite
Rosenthal, Georg , Direktor Dr., Homunculus	29
Ellissen, O. A. , Dr., Friedrich Albert Lange als Sozialpolitiker	39
Sorof, G. , Direktor Professor Dr., Die Behandlung des Kriton als Einführung in die platonische Philosophie	44
Kohut, Adolph , Dr., Ungedruckte Briefe, Gedichte und Artikel von Moses Mendelssohn	50
Streiflichter	53

Aus den Mitteilungen des deutschen Junghelferbundes. Angebliche Fälschung der Kölner Urkunde.

==== Literatur-Berichte ====

(Beiblatt)

	Seite		Seite
Brieger, Theodor , Marthin Luther und wir	9*	Schumacher, Hermann , Professor, Geheimer	
Gutbler, Paul , Dr., Die Hauptsysteme der Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre	10*	Regierungsrat, »Deutschlands Stellung in der Weltwirtschafts	11*
Jäckh, Ernst , Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung	10*	»Warum ich Luther lieb habe.« Bekenntnisse zum Reformationsjahr von einer Deutschen	12*

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN



SCHRIFTFLEITUNG: HOHENZOLLERN DAMM 55
FERD. JAK. SCHMIDT BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

N. F. Band 9

März 1917

Heft 2

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50. Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

HOMUNCULUS

Von Gymnasialdirektor Dr. Georg Rosenthal, Fürstenwalde (Spree)

Dr. Friedrich Spiro in Fürstenwalde zugeeignet.



Die schwierigen Szenen in Goethes Faust, in denen Homunculus erscheint, erschließen sich vielleicht eher dem Verständnis, wenn sie im Zusammenhang der gesamten Dichtung betrachtet werden.

Fausts titanisches Streben, das sich in der Wette mit Mephisto offenbart, ist im Grunde unnütze, erfolglose Jagd nach vermeintlichem Glück, ehe er nicht von neuem geboren wird, d. h. Homunculus' Gestalt annimmt, in dieser der menschlichen Reife entgegenwächst, in der er würdig wird, in den „Puppenstand“ der Seligkeit einzugehen.

Das Mittelalter ist nicht nur eine historische Bestimmung, sondern auch ein seelischer Zustand, in den jedermann hineingeboren wird und aus dem nur wenige kraftvolle Menschen sich hinauskämpfen und retten. Faust ist lange in diesem Zustande gewesen, die Wagnerszene und Schülerszene im ersten Teil der Tragödie legen Zeugnis davon ab. Gerade die Schülerszene kommentiert Fausts erste Worte: „Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie durchaus studiert mit heißem Bemühn.“ Es war ein Studium, das Worten und hohlen Werten galt und dabei die Seele eintrocknen ließ. Darum hat sich Faust nunmehr der Magie ergeben, ob ihm durch Geistes Kraft und Mund nicht manch Geheimnis werde kund. Magie ist nicht Zauberei in mittelalterlichem Sinne, sondern die eigenartige Erkenntnisform des neuen Menschen, der über den toten Buchstaben mächtig hinauswächst. Es ist bis jetzt meines Wissens noch nicht bemerkt worden, daß die intuitive Erkenntnis

der Welt- und Erdzusammenhänge, die Faust gewinnt, sich in Gedanken und Wort mit Wallensteins Schauen deckt¹, (Piccolomini II, 6):

Dir stieg der Jupiter
Hinab bei der Geburt, der helle Gott;
Du kannst in die Geheimnisse nicht schauen.

Nur in der Erde magst du finster wühlen,
Blind wie der unterirdische, der mit dem bleichen
Bleifarbnen Schein ins Leben dir geleuchtet.
Das Irdische, Gemeine magst du sehen,
Das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen.
Doch was geheimnisvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur, —
Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt, mit tausend Sprossen,
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die zentralische Sonne —
Die sieht das Aug' nur, das entsiegelte,
Der hellgeborenen, heitern Joviskinder.

Zu vergleichen sind:
„Du bist dir nur des
einen Triebes bewußt
usw.“

„Wie nur dem Kopf
nicht alle Hoffnung
schwindet“ usw.

„O gibt es Geister in
der Luft, die zwischen
Erd' und Himmel herr-
schend weben usw.“

„Wie Himmelskräfte
auf und nieder steigen
usw.“

Den reichen Gewinn der neuen Erkenntnisart, die gefühlsmäßig die großen Zusammenhänge, das Wesenhafte und Ewige in allem Irdischen erfaßt, malt Faust im ersten Teil des Monologs „Wald und Höhle“ aus. Doch ehe Faust in die tiefe Brust der Natur wie in den Busen eines Freundes schauen kann und mehr als kalt staunenden Besuch von ihr erlaubt bekommt, so daß die herrliche Natur sein Königreich wird und er Kraft besitzt, sie zu fühlen und genießen, muß er den mittelalterlichen Zustand seiner Seele verfluchen und abtun. Das geschieht in dem großen Fluch, der nicht eine Tat der Verzweiflung, sondern eine ethische Tat ist. Faust sein heißt allem fluchen, was die Seele mit Lock- und Gaukelwerk umspannt! Es heißt die hohe Meinung verfluchen, womit der Geist sich selbst umfängt, das Blenden der Erscheinung, die sich an unsere Sinne drängt; es heißt verfluchen, was uns in Träumen heuchelt, des Ruhms, der Namensdauer Trug, was als Besitz uns schmeichelt, als Weib und Kind, als Knecht und Pflug. „Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben! Fluch jener höchsten Liebeshuld! Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben und Fluch vor allem der Geduld!“ Ein entsetzlicher Fluch, und doch hätte auch Christus ihn unterschrieben. Denn Faust sein heißt die schöne Welt zerstören, auf daß die Trümmer ins Nichts hinübergetragen werden. Faust sein heißt sich nimmer an feste Abschätzungen der Welt klammern, sich nimmer Glaubenssätze machen, bei denen man sich geduldig, wie lebens- und kampffessatt, beruhigen möchte.

¹ Ich vergleiche die Stellen, um das Wesen der Magie deutlicher zu machen. In gleichem Sinne verweise ich auf die Arbeit Janentzkys: „Lavaters magischer Glaube“ in der Festschrift für Franz Muncker, München 1916.

„Wie ich beharre, bin ich Knecht.“ Aber Faust sein heißt auch die zerschlagene Welt wieder im eigenen Busen aufbauen. So singt der Geisterchor nach dem Fluch: „Mächtiger der Erdensöhne, prächtiger baue sie wieder, in deinem Busen baue sie auf! Neuen Lebenslauf beginne, mit hellem Sinne!“ In diesem Gedanken schließt er die Wette mit Mephisto ab; nie werde dieser ihn mit Genuß betrügen können; das Streben seiner ganzen Kraft verspreche er; und was der ganzen Menschheit zugeteilt sei, wolle er in seinem innern Selbst genießen; was sei er denn, wenn er der Menschheit Krone nicht erringen könne?

So ist der neue Mensch — dem Willen nach geboren! „Allein ich will!“ Doch der Wille muß erst durch das Leben geläutert werden. Das Leben kann erst zeigen, wie stark der Wille sei. Das erste große Gespräch mit Mephisto zeigte Faust als entschlossenen, hochgemuten Gegner. Doch schon das zweite Gespräch (Wald und Höhle) führt Mephisto in der Ueberlegenheit vor. Wieviel Zeit muß verrinnen, wieviel Umwandlung muß sich in Faust vollziehen, bis er im dritten (Teil II, Akt. IV, Anfang) als stolzer Herr über dem Subalternen steht! Wohl klafft ein tiefer Abgrund zwischen Fausts titanischem Streben und Gretchens kleiner beschränkter Welt und ihren kindlich dumpfen Sinnen. Wohl kann sie ihm auf seinem Werdegange nicht die Gefährtin sein, die Goethe in Charlotte von Stein sah:

„Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.“

Aber das Opfer seiner „halbverrückten Sinne“ zu werden, ist sie zu schade. Fausts Wollen ist problematisch, er hat noch keinen festen Haltepunkt im Leben gewonnen. So reißt er als Unmensch ohne Zweck und Ruh Gretchens Erdenglück mit sich in die Tiefe. Erst wieder die Natur heilt den Unglücksman, besänftigt des Herzens grimmen Strauß, entfernt des Vorwurfs glühend bitter Pfeile. Die Sonne, von deren ewigem Licht die Augen ihm schmerzen, wird ihm ein Gleichnis seines bisherigen Strebens. Des Lebens Fackel wollte er entzünden, doch ein Feuermeer umschlang ihn, welch ein Feuer! So daß er wieder nach der Erde blickte! Am Kaiserhofe findet er Gelegenheit, dem Kaiser aus der Not zu helfen und ihn zu vergnügen. Zweimal greift er zum Scheine. Er gibt Papiergeld ohne Deckung und holt Helena bei den Müttern. Im Leeren, im Schemenhaften ist nichts Wesenhaftes zu finden. Denn Schönheit ist nichts Erstarrtes, nichts Lebenloses. Nur der tiefste Eros in der eigenen Brust kann Helena den Schatten der Unterwelt entreißen, gleichwie der athenische Jüngling

in Goethes Gedicht die gestorbene Braut zu Korinth durch die Glut des heißen Herzens aus der Tiefe zur kurzen seligen Liebesstunde hervorrufen kann. Helena ist im ersten Akt noch nicht sein Geschöpf, ist nur die Idee eines andern. Als er, ohne sie durch Kampf erworben zu haben, in ihrem Scheinbilde erfassen und greifen will, ergeht es ihm wie dem Jüngling zu Sais, der vorschnell die nicht durch Lebenskampf erworbene Wahrheit haschen möchte. Besinnungslos liegt er am Boden. Faust ist geistig tot. Sein Leben, selbst unter dem neuen Banner der Magie, war verfehlt. Mußte verfehlt sein; denn Irrtum ist ihm bei aller tiefen Neigung für das Wahre Leidenschaft.

„Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt. — — —“

„Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?“

Faust kann nur aus Goethes Leben heraus erklärt werden. Wie Goethe in „Ilmenau“ den Herzog versteht, weil er in sein eigenes Herz sieht, so müssen wir in all seine Dichtungen blicken, um seinen Faust zu verstehen. Das scheint mir ein besonders wichtiger methodischer Gesichtspunkt bei der Fausterklärung zu sein. Das Drama konnte nicht sofort den Willenskühnen zum Siege führen, sondern mußte ihn uns erst durch Raupen- und Puppenstand hindurchleiten, ehe er zu neuem herrlichen Leben heranwachsen konnte. Erst nachdem Faust erkannt hat, wie schwer es sei, des Lebens Fackel zu entzünden, wie Kränze sich nicht im Spazierengehen greifen ließen, ist er zur Wiedergeburt reif. Die Wiedergeburt ist durch den bloßen Willen nicht vollzogen; sie kann nur erfolgen oder zunächst beginnen, wenn der Geist des Menschen durch die Erfahrungen der Welt derart belehrt worden ist, daß er die schmerzlichen und entsagungsvollen Wege der Wiedergeburt nun auch wirklich mit Bewußtsein zu gehen vermag. Wir sind nicht zu jeder Stunde zur Wiedergeburt fähig. Leid und Enttäuschung müssen vorangegangen sein. Der Irrtum muß uns erst auf den rechten Weg hinweisen. Der Faust bis zur Explosion (Teil II, Akt I) und der tätig schaffende Faust der späteren Dichtung würden durch eine unverständliche Kluft getrennt sein, wenn nicht das Mysterium der Wiedergeburt vor sich ginge. Für Goethe war das Sterben und Werden, der Prozeß der Wiedergeburt, das Eingehen in neue höhere Formen durch das eigene Leben und Denken ein innig vertrauter Gedanke. Kein Wunder, daß seine größte Dichtung gleichfalls den Gedanken der Wiedergeburt behandelte. Homunculus ist Faust im irdischen „Puppenstand“, der die alte Hülle abstreift und ein neuer Mensch wird.

Es muß auffällig bleiben, daß Faust selber in dem hochbedeutsamen zweiten Akt so gut wie garnicht auftritt, jedenfalls nicht handelnd. Mephisto und

Homunculus führen die Handlung weiter. Fausts geistige Potenz besteht nach dem Abenteuer am Kaiserhof sozusagen nur noch aus dem sinnlich-mephistophelischen Trieb; die andere Seele, die gewohnt war, sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen zu erheben, kann erst wieder wirksam werden, wenn sie die Wiedergeburt im Geiste erlebt hat. Das große Thema des Goetheschen Faust ist der Kampf der zwei Seelen in der Menschenbrust, den Goethe selber so beglückt und leidend zugleich durchgekämpft hat. Lavater sagte (Biedermann, Gespräche Goethes I, S. 73): „Insgemein hat man nur eine Seele; aber Goethe hat hundert“. Knebel berichtet an Lavater (ebenda I, 107): Er ist nicht allzeit liebenswürdig. Er hat widrige Seiten. Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut. — Er ist ein wunderbares Gemisch — oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant. Doch prävaliert die erste.“ Und Gleim, der eines Tages einen jungen Menschen, den er noch nicht kannte, vorlesen hörte, rief (I, 88) Wieland zu: „Das ist entweder Goethe oder der Teufel“. „Beides“ — gab dieser zur Antwort. „Er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe.“ Seit „Wald und Höhle“ hat Mephisto das Übergewicht bekommen. Aber der Teufel im Alter wirkt anders als der Teufel in der Jugend. Die schaffende und an den eigenen Idealen hängende Jugend ist ein Gleichnis der sich im Geiste erneuernden Menschheit. So nennt Mephisto den hinzutretenden Famulus unvermittelt — Nikodemus. Das ist nicht nur ein Name, sondern ein Programm. Mit dem Namen Nikodemus klingt das Motiv der Wiedergeburt (vgl. Johannisevangelium) an. Warnend hatte einst selber Mephisto gerufen: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, so hab ich dich schon unbedingt!“ Des Menschen allerhöchste Kraft darf bei der Wiedergeburt nicht ausgeschaltet sein. Die Unklarheit und Verworrenheit Fausts im ersten Teil läßt sich nur durch das Überspringen und völlige Beiseitesetzen dieser Lebensmacht der Wissenschaft verstehen. Er hatte fälschlich, als er die scholastische Wissenschaft beiseite warf, zugleich auch die Wissenschaft überhaupt verworfen. Doch Wagner ist durch Fausts Verschwinden in seinem bisherigen Denken erschüttert, ist bescheiden geworden und bereitet die Wiedergeburt vor. Faust, Wagner, Mephisto, der Schüler, Homunculus dürfen im Grunde nicht als vollkommen selbständige Wesen gefaßt werden, sondern sind Erscheinungsformen der menschlichen Seele, die sich uns nur in den seltensten Fällen in geschlossener Harmonie und ungetrübter Reinheit zeigt. „Insgemein hat der Mensch nur eine Seele, aber Goethe hat hundert“ sagte Lavater; aber auch wohl die Mehrzahl der andern Menschen hat viele Seelen. Darin liegt die überwältigende Größe und Einheitlichkeit der Tragödie zugleich; daß nur ein Held vorhanden ist mit seinen den bunten Formen des Lebens gegenüber wechselnden Zuständen seiner Seele. Nimmt man diesen Standpunkt ein, dann ergibt sich von da aus eine ungeheure Perspektive, und was vorher oft zusammenhanglos erschien, wird auf einmal festgefügtes Glied einer Ordnung, die der Ordnung der „unbegreiflich hohen Werke“ vergleichbar ist. So wird der Faust Goethes die Tragödie der Seele, — Tragödie, denn „dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an“. Das kräftige Beschließen, zum höchsten Dasein immerfort zu streben — bekennen wir's ehrlich, war farblos; führte zu Selbsttäuschung und Mißerfolg. Erst auf

Grund strenger wissenschaftlicher Arbeit und erst auf Grund einer tiefen **Ein-**sicht in die Wege des Entstehens im allgemeinen und des **Entstehens** der Schönheit im besonderen kann einzig die Wiedergeburt Faustens vor sich gehen, sodaß er nunmehr wirklich Helena als eine starke Lebensmacht gewinnen kann. Die erste Helena (Akt I) war ein Mißgriff des Ungeklärten, die zweite Helena ein Erwerb des Starken. Homunculus als der wiedererstehende bessere Teil Fausts kennt sofort das tiefe Ahnen und Sehnen dieser traumbefangenen Seele, wie er auch die mit ihm selber zur Zwienatur geeinte andere Seele, d. i. **Mephisto**, erkennt. Faust, Mephisto, Homunculus als drei Luftfahrer besuchen die klassische Walpurgisnacht. Drei und doch eins. Eine Dreieinigkeit, wie sie überzeugender nicht sein kann. Wer zugibt, daß Mephisto ein Teil der Faustischen Seele ist, muß weiter zugeben, daß Homunculus die andere Seele ist, die in den klassischen Gefilden so bestimmt ihre Wiedergeburt zu finden hofft, wie der-einst Goethe sie in Rom gefunden zu haben bekennt. Faust spricht selber im Verlauf der Walpurgisnacht nur ganz wenig Worte. Prüft man diese genau durch, so findet man, daß eine bestimmte Färbung oder klare Richtung seines Handelns nicht vorliegt. Er gleicht dem Dichter in Rom, dem das Anschauen genüge tut, der auch im Widerwärtigen große, tüchtige Züge findet, der nur mit sehnüchtigster Gewalt die einzige Gestalt ins Leben zu ziehen sucht und darum bei Manto eintritt. Bestimmter indes reagieren auf die Erscheinungen der Griechenwelt Mephisto und Homunculus, die beiden Seiten des Faustischen Wesens, bis aus dem Siege des Homunculus der neue Faust des Helena-dramas geboren wird. Mephisto sieht im Antiken nur das Nackte und Lüsterne. Homunculus dagegen sucht im besten Sinne zu entstehen. Er will die Gesetze des Entstehens der Natur kennen lernen, um so durch das Begreifen des Ent-stehens selber entstehen zu können. „Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigen-schaften, doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.“ Das ist der Faust, wie wir ihn aus dem bisherigen Verlaufe der Tragödie kennen gelernt hatten: geistig edel interessiert, aber ohne greifbare Tüchtigkeit. Jetzt aber wird er an Gestalten vorübergeführt, in deren Reihe ein wahrhaft organischer Entwicklungsgang zu beobachten ist. Aus Tiergestalten stieg die griechische Kunst empor zum edelsten Bilde des Menschen. Wie er das Werden sieht, da fällt es ihm, wie Goethe in Rom, wie Schuppen von den Augen, er erkennt Notwendigkeit, Freiheit und Gott zugleich in ihren sich steigernden Formen. So verändert er sich, wie Goethe in Rom, bis aufs Knochenmark. Nereiden und Tritonen, die mehr als Fische sein wollen, die Kabiren, jene sehnuchtsvollen Hungerleider nach dem ewig Unerreichlichen, Proteus sind ihm dauernde Vorbilder des Eingehens in höhere Lebensformen. So erschaut er Galatee, die Verkörperung der höchsten Schönheit. Jetzt ist die Schönheit nicht mehr bei den Müttern geholt, ist kein Schemen mehr, sondern sie ist in der Sphäre des Entstehens aufgesucht, ist als Endglied einer organischen Kette erkannt, somit wird sein herrisches Sehnen erfüllt. Das „Stirb und werde!“ erlebt er im Zerschellen an Galatees glänzendem Thron. Faust ist wiedergeboren und hat nun die Kraft, wie der athenische Jüngling die Braut in Korinth, so Helena in sein Leben zu ziehen. Die „Antezedenzen“¹

¹ Die Vorbereitung auf den bereits früher gedichteten III. Akt.

zeigen also nicht etwa, wie Helena wiedergeboren wird, lassen darum auch die früher einmal erwogene Szene „Faust Helena von Proserpina losbittend“, beiseite, sondern zeigen Fausts Wiedergeburt, auf daß er, wie Goethe in Rom, mit Helena, der geistig wirklich gewonnenen, nicht bloß als Schemen erhaschten Schönheit, eine geistig-sittliche Ehe eingehen kann. Denn mit der Erneuerung des Kunstsinnes erfährt auch der sittliche Sinn eine Erneuerung, wie Goethe in Rom bekennt. Man lese einmal den II. Akt nach der hier vorgeschlagenen Erklärung und man wird finden, daß zahllose Rätsel, auch Widersprüche sich einfach lösen. Jetzt kann Faust wieder als volle handelnde Persönlichkeit erscheinen, und die Seltsamkeit, daß Faust in der eigens für seine Weiterentwicklung geschaffenen klassischen Walpurgisnacht ausgeschaltet war und daß späterhin in der Dichtung Homunculus wieder vollkommen ausscheidet, hat nunmehr ihre zureichende Begründung erfahren. Durch die Wahl des programmatischen Namens Nikodemus, der von Mephisto scheinbar ganz willkürlich dem Famulus beigelegt wird, durch die eigenen Bekenntnisse in Rom, durch seine Gestaltung der Handlung in der klassischen Walpurgisnacht hat Goethe mehr als einen Fingerzeig gegeben, wie er den Homunculus verstanden wissen will. Es mag sein, daß, als er zur bereits fertigen Helena die Antezedenzen plante, noch an eine Wiedererweckung der Helena flüchtig gedacht hat (vgl. die geplante Szene vor Proserpina); doch während der Dichtung des II. Aktes fand er den klaren Weg, den am Schluß des I. Aktes geistig gestorbenen Faust das wunderbare und doch psychologisch so wahre, so unbedingt wahre Erlebnis der Wiedergeburt durchmachen zu lassen. Nun ist er stark genug, Helena zu gewinnen. Jetzt haben die Antezedenzen ihre Aufgabe wirklich gelöst. So dürfte erwiesen sein, daß Homunculus, weit entfernt, eine seltsame Zwitterbildung ohne rechten Zusammenhang mit der gesamten Dichtung zu sein, Faust selber ist, der aus Unklarheit und Verworrenheit seines Lebens und Strebens herausgehoben¹ wird und, ehe er der neue, für das Leben brauchbare Mensch wird, den uns das Ende der Tragödie vorführt, zwar nicht in den Leib seiner Mutter zurückkehrt, aber geistig doch Zeugung, Geburt und Wachstum noch einmal, indes auf einem „tüchtig greifbaren“ Wege erfährt. So wird Faust aus dem Homunculusstand erlöst. —

Doch in den vorstehenden Ausführungen ist bereits angedeutet worden, daß die Homunculusidee noch ein zweites Mal in Goethes Faustdichtung erscheint, erscheinen muß, wenn die Tragödie wirklich ihren Helden durch das Erdenleben bis in den Himmel führt. Auch die Schlußszene des Faust bringt einen Homunculus, und eine wundersame Parallelität der klassischen und himmlischen Walpurgisnacht

¹ Man muß nur ehrlich bekennen, daß Fausts Streben bis zur Explosion, also der ganze erste Teil und I. Akt des zweiten Teils, die so gern als Proteste gegen alles Wagnerhafte zitiert werden, wirklich noch wirr ist. Vergleiche das Vorspiel im Himmel, wo der Herr sagt: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, so werd ich ihn bald in die Klarheit führen“. Da bedarf er der Wiedergeburt durch Homunculus. Das Wort des Herrn findet seine Ergänzung in Proteus Wort über Homunculus: „Er ist gar wundersam nur halb zur Welt gekommen. Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften, doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften“.

bietet sich dem Leser dar. Parallel müssen die Linien verlaufen, weil alle Entwicklung zu höheren Lebensformen nur in parallelen Bahnen denkbar ist. Das Unsterbliche Faustens, das die Engel gen Himmel führen, ist noch kein Maximum, sondern wird erst im Verlauf der Szene einem wahrhaften Maximum entgegengeführt. Die seligen Knaben empfangen Faust im „Puppenstand.“ Als sie die Flocken lösen, die ihn umgeben, wird er schön und groß von heiligem Leben. „Er überwächst uns schon an mächtigen Gliedern.“ Und Gretchen schließlich schildert seine Metamorphose:

„Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schar.
Sieh! wie er jedem Erdenbände
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft.“ —

„Er artet sich zum seligem Geschick dankend um.“ Das darf also nicht übersehen werden, daß Faustens Unsterbliches nach Goethes mehrfachen Wiederholungen eine Weiterbildung durchmacht. Homunculus war einst vom höchsten irdischen Eros erfüllt gewesen, der durch eigene Tat und eigenes Streben, belehrt durch Wesen, die nach höheren Wesensformen rangen (Nereiden, Tritonen, Kabiren, Proteus), der im Schönen zeugekräftige Mensch wurde. Doch im Himmel reicht die eigene Tat nicht aus, da muß die Gnade und Liebe von oben an ihm teilnehmen. So enthüllt sich trotz der katholisch sich gebenden Form des Schlußaktes doch hier der Grundgedanke des Protestantismus, nämlich daß die eigenen Werke zum Eintritt in die Seligkeit nicht ausreichen, höchstens die Möglichkeit zur Erlösung bieten (vgl. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“), die Erlösung selber ist freie Liebestat der höchsten Macht. Die Parallelität offenbart sich auch darin, daß Faustens Unsterbliches an immer vollkommeneren Gestalten vorbeigeführt wird, die einen immer höheren Grad des Liebens und Erkennens darstellen, bis er vor Maria, der höchsten Liebe, in seinem noch nicht ganz vollendeten Wesen gewissermaßen zerschellt, wie einstmals Homunculus am Wagen der Galatee. Von Tiergestalten bis zu menschlichen, strebenden Göttergestalten führte der Weg in der klassischen Walpurgisnacht; von der Tiefe bis zur Höhe in der himmlischen Walpurgisnacht. Erfüllte die ersteren Eros, „der alles in der Welt begonnen“, so beseelt die letzteren die himmlische Liebe, die alles in der Welt zum versöhnenden Abschluß bringt. Schon im Vorspiel im Himmel hieß es:

„Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
 Umfaß euch mit der Liebe holden Schranken,
 Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
 Befestiget mit dauernden Gedanken.“

Wie es Goethe in Rom vor den Schöpfungen der Antike wie Schuppen von den Augen fiel, so entschleierte sich ihm auch das Mysterium der höchsten Liebe erst auf dem durch Liebe erhellten Gange durch sein Leben. Die Stufenfolge der Erkenntnis stellt er in den Patres dar. Der Pater Profundus gleicht dem Jüngling, den Goethe auf der Harzreise im Winter besuchen will. „Ach wer heilet die Schmerzen des, dem Balsam zu Gift ward? Der sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank? Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton seinem Ohr vernehmlich, so erquickte sein Herz!“ So betet der Pater Profundus, daß die Liebesboten, die überall in der Natur sich zeigen, im zündenden Blitz, der die Atmosphäre bessert, im wilden Brausen der zur Tiefe stürzenden Wasser (sowie in jenem Gedicht auch der Brocken als Symbol der die Welt mit Liebe tränkenden Macht erscheint), auch sein Inneres entzünden mögen, wo sich der Geist verworren, kalt verquält in stumpfer Sinne Schranken. „O Gott, beschwichtige die Gedanken, erleuchte mein bedürftig Herz!“ Der Pater Ekstatikus, auf- und niederschwebend, will das Nichtigerverflüchtigen, auf daß ihm glänze der Dauerstern, ewiger Liebe Kern.

„Des Menschen Seele
 Gleichet dem Wasser.
 Vom Himmel kommt es,
 Zum Himmel steigt es,
 Und wieder nieder
 Zur Erde muß es
 Ewig wechselnd.“

Der Pater Seraphikus kann den Weg zur „Offenbarung des ewigen Liebens, die zur Seligkeit entfaltet“, weisen. Und warum umgeben gerade die Büsserinnen die Mater Gloriosa? Ihr Lieben auf Erden ist ein Gleichnis der höchsten Offenbarung. „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet“, so heißt es im Evangelium. So wurde die Bajadere erhöht, weil sie ein „menschliches Herz“ gezeigt hat. So enträtselt sich vor Ulrike dem Dichter der ewig Ungenannte. So zeigt die Muse dem Hans Sachs sein irdisches Weib, auf daß ihr Lieben zu ihm und sein Lieben zu ihr ihm die Quelle des Verständnisses und der Liebe zur Menschheit werde. So singt der Chorus mysticus, wie der Sirenenchor in der klassischen Walpurgisnacht auf Eros, so auf die himmlische Liebe das höchste Minnelied, das je gesungen ward. Offenbar im Anschluß an Kant (Kritik der reinen Vernunft II, 2, 2; Reklam S. 612), den Goethe gerade in den letzten Jahren viel gelesen (vgl. seine Gespräche) und der als höchstes Ziel menschlicher Hoffnung die Vereinigung von höchster Würdigkeit und höchster Seligkeit in der Gemeinschaft eines corpus mysticum hinstellt, hat Goethe die ursprüngliche Bezeichnung chorus ex excelsis in

chorus mysticus umgewandelt. Die Liebe ist das höchste Mysterium, das den Würdigen in die Seligkeit einziehen läßt. Die Worte des Chors deuten nicht allgemeine philosophische Gedanken an, sondern führen das Liebesmotiv der Schlußszenen zur letzten, höchsten Formel. Hinter jeder Zeile ist in Gedanken das Wort „Lieben“ zu ergänzen:

„Alles vergängliche (Lieben)
Ist nur ein Gleichnis;
Das unzulängliche (Lieben)
Hier wirds Ereignis;
Das unbeschreibliche (Lieben)
Hier ists getan;
Das ewig — weibliche (Lieben)
Zieht uns hinan.“

Gretchens Liebe hatte sich schon oder besser erst zu Beginn des IV. Aktes dem aus Griechenland heimkehrenden Faust als sein heiligstes Erleben offenbart:

„Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.“

Ähnlich ruft die Mater Gloriosa Gretchen zu:

„Komm! Hebe dich zu höheren Sphären,
Wenn er dich ahnet, folgt er nach!“

So hat sich Gretchens irdische Liebe als ein Gleichnis der höchsten Liebe im Reich der Gnaden erwiesen. Vor Marias Thron wird Fausts einstiges Ahnen (Akt IV) Gewißheit, das einst Unzulängliche, hier wirds Ereignis, das Unbeschreibliche, hier ists getan, das Ewig-Weibliche, das große ethisch gerichtete Gefühl der Hingabe und Opferbereitschaft, zieht ihn hinan.

So wird Faust-Homunculus aus dem „Puppenstand“ erlöst.

FRIEDRICH ALBERT LANGE ALS SOZIALPOLITIKER.

Von Dr. O. A. Ellissen

Friedrich Albert Lange entstammte einer bergischen Bauern- und Fuhrmannsfamilie. Der Vater des Philosophen, Johann Peter Lange, ging als junger Mensch noch im blauen Kittel den Eltern beim Ackerbau und im Fuhrwesen zur Hand, dann aber bekam er Privatstunden beim Pastor in Sonnborn, besuchte noch anderthalb Jahre das Gymnasium in Düsseldorf und studierte dann in Bonn Theologie. In den 20er Jahren wurde er Pastor in Wald bei Solingen, heiratete alsbald Amalie Garenfeld, und am 28. September 1828 wurde als zweites Kind Friedrich Albert geboren. Schon im November desselben Jahres wurde der Vater nach Langenberg berufen, im Jahre 1832 aber nach Duisburg, wo Albert erst die Volksschule, dann das Gymnasium besuchte, aber nur kurze Zeit, denn im Frühjahr 1841 wurde Pastor J. P. Lange, der ein äußerst fruchtbarer theologischer Schriftsteller war, als Professor nach Zürich berufen und zwar an Stelle des infolge des bekannten „Putsches“ vor Antritt seines Amtes pensionierten David Friedrich Strauß. So kam es, daß Albert Lange in der Schweiz aufwuchs, was von großem Einfluß für sein Denken und für sein Leben werden sollte. Ostern 1847 machte er das Abiturientenexamen, wobei er den ersten Grad erhielt. Er blieb zunächst in Zürich und hörte theologische und philologische Vorlesungen. Ostern 1848 ging er nach Bonn, wo die berühmten Philologen Ritschl und Welcker sein Studium beherrschten. Vom Bauernleben her hatte Professor Lange wohl die Zähigkeit in Geldsachen bewahrt. Albert wurde auch in Bonn außerordentlich kurz gehalten und war stark darauf angewiesen, selbst etwas zu verdienen. Am 26. März 1851 wurde er auf Grund einer Dissertation *Quaestiones metricae* zum Doktor der Philosophie promoviert und zwar *eximia cum laude*, am 4. Juni desselben Jahres bestand er, nicht ganz so glänzend, das Oberlehrerexamen. Nach Absolvierung des Militärdienstes in Cöln wurde er im Herbst 1852 Probekandidat und danach Hilfslehrer am dortigen Gymnasium. Als solcher vermählte er sich am 6. September 1853 mit Friederike Colsman aus Langenberg. Nach allen vorliegenden Zeugnissen, wie nach den Erinnerungen seiner ehemaligen Schüler war Lange ein vorzüglicher Lehrer. Doch war er es nur einige Jahre: im Herbst 1855 habilitierte er sich für Philosophie und Pädagogik als Privatdozent an der Universität in Bonn, an welche schon im Frühjahr 1854 sein Vater berufen war. Die Hauptvorlesung des jungen Dozenten wurde die über Psychologie, während die angekündigten pädagogischen Vorlesungen nicht zustande kamen. Im Sommer 1857 aber las er vor 19 Zuhörern (darunter Lexis) über Geschichte des Materialismus und im Wintersemester 1857-58 über Moralstatistik, einen damals wohl auf deutschen Universitäten noch ziemlich unerhörten Gegenstand. Ein starkes Manuskript zu dieser interessanten Vorlesung ist noch vorhanden. Da aber die Aussichten auf Erlangung einer Professur unsicher waren, ging Lange, der inzwischen Familienvater geworden war, auf eine Anfrage des bekannten rheinischen Schulrats Landfermann, ob er nicht geneigt sei in die Praxis zurückzukehren, in der er sich bereits so glücklich bewegt habe, in bejahendem Sinne ein und wurde Ostern 1858 ordentlicher

Lehrer am Duisburger Gymnasium, das er als Knabe besucht hatte. Übrigens war er, wie schon als Dozent, so auch jetzt schriftstellerisch sehr tätig; er schrieb besonders für die Fleckeisenschen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik und für Schmidts große Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Einzelne Artikel für diese (so Leibesübungen, Seelenlehre, Vives) haben den Umfang kleiner Bücher. Das hinderte ihn nicht, auch am politischen Leben regen Anteil zu nehmen; im Jahre 1860 wurde er Mitglied des Nationalvereins und in der Konfliktzeit hielt er sich zum linken Flügel der Fortschrittspartei. Die Unterzeichnung eines oppositionellen Wahlaufrufs und seine politische Agitation in Lehrerkreisen zogen ihm am 26. Juni 1862 einen Verweis von seiten des Provinzialschulkollegiums zu, worin ihm „Mangel an gereiftem Urteil“ vorgeworfen wurde. Er nahm darauf im Herbst seine Entlassung aus dem Schuldienst, wurde Sekretär der Duisburger Handelskammer und zugleich Mitredakteur der Rhein- und Ruhrzeitung. Auch stand verschiedentlich Langes Wahl zum Abgeordnetenhaus in Frage, ohne daß es doch zu einer ernstlichen Kandidatur gekommen wäre. Der Fortschrittspartei wurde Lange um so mehr entfremdet, je ernstlicher er die Lage der Arbeiter ins Auge faßte. Im Februar 1864 trat er von der Zeitung zurück und im Sommer desselben Jahres kündigte er der Handelskammer.

Er hatte sich kurz vorher der Firma W. Falk & Volmer assoziiert, die einen Buchdruck und Verlag, anscheinend in kleinem Umfang, betrieb. Im Oktober desselben Jahres finden wir Lange in Leipzig auf dem Vereinstag deutscher Arbeitervereine, und er wurde hier neben Bebel, Max Hirsch, Sonnemann u. a. in den ständigen Ausschuß gewählt. Mit Vergnügen erinnerte sich Bebel stets des Zusammenwirkens mit Lange, dem er ja auch in seinen Erinnerungen ein besonderes Kapitel widmet, dessen Schlußsatz lautet: „Mit Lange hatte einer der Besten aufgehört zu leben.“ Im Jahre 1865 erschienen die zwei Hauptwerke von Lange: „Die Arbeiterfrage“ im Januar (Verlag Falk & Volmer), „Die Geschichte des Materialismus“ im Oktober bei Julius Bädeker in Iserlohn. Nach buchhändlerischer Sitte oder Unsitte steht auf dem Titel das Jahr 1866. Dies Jahr der Krisen brachte auch in Langes Leben eine große Krise hervor. Ein Blättchen, das er redigierte und wohl fast allein schrieb, „Der Bote vom Niederrhein“ hielt sich nur dreiviertel Jahr vom 1. Oktober 1865 bis 1. Juli 1866. Es zog ihm verschiedene Preßprozesse zu. Das Verhältnis zu den Geschäftsteilhabern wurde unerquicklich. Bei der Mehrzahl des preußischen Volkes trat infolge der böhmischen Siege der Stimmungsumschwung zu Gunsten Bismarcks ein, durch den sich Lange, der ihn nicht mitmachte, sehr isoliert sah. Da wird ihm im August 1866 eine Aufforderung seines Züricher Schulfreundes Bleuler, in die Schweiz überzusiedeln, willkommen gewesen sein. Bleuler war Buchdruckereibesitzer, Redakteur und daneben praktischer Politiker in Wintherthur. Er war mit Arbeit überhäuft. Diese Arbeit sollte Lange mit ihm teilen und das hat er in den folgenden sechs Jahren redlich getan. Im November erfolgte die Übersiedlung nach Winterthur. Seine enorme Arbeitskraft hat Lange in den Schweizer Jahren in der Tat aufs äußerste angespannt, ja überspannt. Denn anfangs unterrichtete er auch noch am Winterthurer Gymnasium, dazu die Tätigkeit in der Redaktion und in der Buchdruckerei. Dabei waren noch viele für die Schmidtsche Encyclopädie über-

nommene Artikel zu schreiben, und bald wurde er auch hier in die praktische kommunale und kantonale Politik hineingezogen. Wir finden ihn als Mitglied der „Stadtschulpflege“ von Winterthur und des „Verfassungsrats“ für den Kanton Zürich, wo ja in diesen Jahren die hitzigsten aufreibendsten Verfassungskämpfe stattfanden. Nach Bebels Angabe in seinen Lebenserinnerungen (Bd. I, S. 99) war es Langes Einfluß, der in die neue Verfassung den Artikel brachte: „Der Staat schützt und fördert auf dem Wege der Gesetzgebung das geistige und leibliche Wohl der arbeitenden Klassen und die Entwicklung des Genossenschaftswesens.“ Nach Abschluß des Verfassungswerkes trat eine ruhigere Periode ein, und nun zog es Lange doch zu wissenschaftlicher und akademischer Tätigkeit zurück. Im Herbst 1869 habilitierte er sich, ohne seinen Wohnsitz in Winterthur aufzugeben, als Privatdozent an der Züricher Universität, und ein Jahr danach wurde ihm eine ordentliche Professur für „induktive Philosophie“ übertragen. Kurz vorher aber war der bis dahin unverwüsthche Mann, offenbar infolge von Überarbeitung, schwer an einer Unterleibsentzündung erkrankt. Erst im Oktober 1870 verlegte Lange seinen Wohnsitz nach Zürich. Seine dortigen Vorlesungen (seit 1869) handelten über Nationalökonomie, Induktive Logik, Elemente der Sozial- und Moralstatistik und Pädagogik. Die deutschfeindliche Haltung der meisten Schweizer während der Kriegszeit schmerzte Lange sehr und hat gewiß dazu beigetragen, ihn williger zu machen auf Aufforderungen an eine deutsche Universität zurückzukehren, einzugehen. Es standen um diese Zeit verschiedene Berufungen in Frage. Erfolg hatte schließlich ein Schreiben des Kultusministers Falk vom 25. März 1872 mit der Anfrage, ob Lange geneigt sei, einem Rufe nach Marburg zu folgen. Vom 3. Mai 1872 datiert die von König Wilhelm und Falk unterzeichnete Bestallung. Leider war es ein todkranker Mann, der nach Deutschland zurückkam. Im Juli und August finden wir ihn in Tübingen, wo eine von Bruns ausgeführte Operation ihm Linderung, nicht Heilung seiner Krankheit (Darmkrebs) brachte. Im September 1872 siedelte er dann mit seiner Familie nach Marburg über und, krank wie er war, hat er noch, hierin seinem Lieblingsdichter Schiller vergleichbar, aufs schönste gewirkt. Ein Publikum über Schillers philosophische Gedichte war es, das ihm in Marburg einen dann immer wachsenden Hörerkreis gewann. Außerdem las er über Psychologie, Logik, Geschichte der neueren Pädagogik. Am 28. Februar 1875 las er zum letzten Male und am 21. November starb er.

Friedrich Albert Lange hat auf zwei Gebieten — zwischen den idealistischen und den materialistischen Philosophen und zwischen den kommunistischen und den bürgerlichen Soziologen — jene echte Objektivität bewährt, welche in der tiefen Erkenntnis und dem weiten Blick des urteilenden Subjekts ihren Grund hat. Sein Hauptwerk ist die Geschichte des Materialismus, welche bekanntlich mit Liebmanns „Kant und die Epigonen“, die sogenannte neukantische Periode in der Geschichte der Philosophie einleitet, ohne daß darum die späteren Neukantianer etwa als Schüler Langes zu bezeichnen wären. Der Materialismus ist nach diesem eine durchaus berechtigte und höchst brauchbare naturwissenschaftliche Maxime — eine Maxime, die denn auch Lange selbst in Psychologie, Pädagogik, Nationalökonomie, so weit es immer möglich ist, befolgt; aber er erhebe nicht den Anspruch das letzte Wort der Philosophie zu sein. Das ver-

bietet die Physiologie der Sinnesorgane und Kant. Die spekulative Philosophie aber wird mit der Religion und der Kunst zusammengestellt. Langes „Standpunkt des Ideals“ — so nennt er den letzten Abschnitt seines Buches — ist im Laufe der Zeit vielfach recht abschätzig und von oben herab beurteilt worden. Eine unerwartete Rechtfertigung aber ist ihm neuerdings zu teil geworden in Vaihingers merkwürdigem Buche „die Philosophi edes Alsob.“ Auch dieser letzte Abschnitt von Langes Hauptwerk läuft in eine großartige soziologische Betrachtung aus, und es wird die Überzeugung ausgesprochen, daß die neue Zeit nicht siegen werde, „es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vorteil ins Auge faßt“.

Einen weit größeren Raum nehmen naturgemäß soziologische Ideen in der schon genannten volkswirtschaftlichen Schrift „die Arbeiterfrage“ ein. Das erste Kapitel ist überschrieben „der Kampf ums Dasein“ und zeigt, wie das große, unter mancherlei Form immer wiederkehrende Mittel der Natur zur Erhaltung des Bestehenden nichts ist als die riesenhafte Verschwendung neuer und wieder neuer Lebenskeime und die prompte Vernichtung der zahllosen Keime und lebenden Wesen, welche nicht eben der günstige Wurf in die enge Bahn der bevorzugten Entwicklung bringt; es zeigt das Ricardosche Gesetz — uns geläufiger als ehernes Lohngesetz — als einen Spezialfall des Darwinschen; es zeigt aber auch, wie der Mensch für sich eine andere Natur verlangt, als die Natur der Pflanzen und Tiere ist. Lange bespricht sodann die Lehre Malthus, deren theoretischen Teil er in der Hauptsache ebenso unumwunden anerkennt, wie er die praktischen Folgerungen verwirft. Er spricht die Überzeugung aus, „daß niemals, nie seit den Anfängen der Geschichte die Gesamtheit der geistigen und materiellen Bedingungen des Völkerlebens eine so große innere Umwandlung unter der schwachen Hülle der bestehenden Formen erlitten hat, als in den letzten 100 Jahren“ (1865). Eine Abschaffung des Eigentums hält Lange erst auf einer der spätesten Stufen menschlicher Vollkommenheit für möglich, wenn überhaupt unser Geschlecht je eine solche Vollendung erreiche; und an Stelle des Proudhonschen Satzes „Eigentum ist Diebstahl“, wird einstweilen der Satz aufgestellt „Reichtum ist ein Amt“. Das vierte Kapitel enthält einen Hauptsatz Langes, den er mannigfach formuliert und betont hat: daß nämlich die volkswirtschaftliche Theorie des Egoismus, die man aus dem Smithschen System zurecht gemacht habe, auf einer Abstraktion beruhe, die an sich völlig berechtigt und zur Vereinfachung der Probleme geboten erscheine, die aber äußerst verwerflich sei, wenn man eben ihren Charakter verkenne und sie aus einer Abstraktion zu einer vollgültigen, das ganze wirtschaftliche Leben beherrschenden Lehre erhebe.

Den Geist des Egoismus mit seinen Verkörperungen in schrankenloser Habsucht und rücksichtsloser Knechtung der Mitmenschen gilt es eben zu überwinden. Die eigentliche Weltwende wird nach Lange darin liegen, daß der alte finstere Geist der Niederhaltung und der Ausbeutung definitiv gebrochen wird und ein Zustand herbeigeführt, bei welchem die ganze Tätigkeit der

Gesetzgebung und Verwaltung sich die Lösung der sozialen Aufgabe zum Ziel macht.

Die späteren Auflagen der Arbeiterfrage sind erheblich umgestaltet, wie sie sich denn an ein anderes Publikum, das der sogenannten Gebildeten wandten, während die erste Auflage die Arbeiter selbst im Auge gehabt hatte. Langes Klage über „gänzliche Nichtbeachtung“ in deren Kreisen, ist wohl ein wenig übertrieben, aber daß sie durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt ist, scheint gewiß. Findet es doch auch Mehring in seiner früheren (bürgerlichen) Geschichte der deutschen Sozialdemokratie bezeichnend für diese, „daß sie diesen besonnensten und menschenfreundlichsten aller deutschen Sozialisten nicht unter die Heiligen ihres Kalenders aufgenommen hat“. Später liest man's denn freilich anders, doch ist anzuerkennen, daß eben Mehring die erste Auflage der Arbeiterfrage durch Aufnahme in die „sozialistischen Neudrucke“ erst jüngst der Arbeiterwelt noch einmal zugänglich gemacht hat. Hinzugekommen ist in der zweiten Auflage unter andern ein Kapitel: „Kapital und Arbeit“, in welchem die Marxsche Anschauung von der kapitalistischen Produktionsweise kritisch besprochen und das nach dem großen Sozialisten derselben ganz spezifisch eigene Populationsgesetz doch auf die allgemeinen Gesetze des Kampfs ums Dasein zurückgeführt wird, indem — so könnte man wohl Langes Ausführung am kürzesten zusammenfassen — die proletarische Reservearmee nicht erst von der Industrie erzeugt wird, sondern vielmehr deren Erzeugerin ist; und so schaffe ursprünglich nicht die Industrie die soziale Not, sondern sie werde von dieser geschaffen, indem Armut überall die notwendige Voraussetzung für das Entstehen der Fabriken sei.

Ferner widerspricht Lange der Ansicht Marx', als ob die Verwandlung der kapitalistischen Produktionsweise in die gesellschaftliche (durch Expropriierung der Expropriateure) so viel schneller und leichter vor sich gehen würde, als die Verwandlung der individualistischen Produktion in die kapitalistische. In Bezug auf die Bodenrente schließt Lange sich Ricardo an, dessen Lehre er aber zugleich vertieft und verallgemeinert, wobei denn auch der Name zweckmäßiger in „Prioritätsrente“ zu verwandeln wäre.

Von der Bodenrente ist ausführlicher die Rede in der zweiten größeren volkswirtschaftlichen Schrift Langes „J. Stuart Mills Ansichten über die soziale Frage und die angebliche Umwälzung der Sozialwissenschaft durch Carey“ (erschienen im April 1866). Gerade in Bezug auf die Bodenrente polemisiert Lange gegen den sonst so sehr verehrten Mill und er stellt sie diesem gegenüber hin als den augenfälligsten und großartigsten Spezialfall der Einwirkung unberechneter unabänderlicher Verhältnisse auf die Resultate von Fleiß und Anstrengung. Die Haupttendenz der Schrift aber ist zu protestieren gegen das Verfahren deutscher Freihändler, sich den Optimismus Careys in der sozialen Frage, der durchaus auf der Voraussetzung des Schutzzolles, seines Panazee, beruht, anzueignen und dabei diesen Zusammenhang gänzlich außer Acht zu lassen.

Hat Friedrich Albert Lange bei Lebzeiten nicht entfernt den Einfluß gewonnen, der um seiner selbst, mehr aber um der Sache willen erwünscht gewesen wäre, so scheint es vier Jahrzehnte nach seinem Tode besser damit zu stehen. Schon erwähnten wir die neue Beleuchtung und Rechtfertigung, die seine Philosophie jüngst erfahren. Wie aber im Studium von Langes Biographie und Langes

Werken durch Eduard Bernstein der Keim des sogenannten Revisionismus zu suchen ist, erzählt Vorländer in seiner Schrift „Kant und der Sozialismus“ (jetzt aufgenommen in das Werk „Kant und Marx“ und zitiert in des Referenten biographischem Vorwort zu seiner Ausgabe der Geschichte des Materialismus bei Reclam, die rasch sehr starke Verbreitung gefunden hat). Von der Arbeiterfrage ist außer der Mehringschen Ausgabe noch eine, allerdings ziemlich willkürlich umgestaltete von Adolf Grabowsky in Kröners bekannten Volksausgaben erschienen, und in der sogenannten Ullsteinschen, von Pflugk Hartung herausgegebenen Weltgeschichte heißt es in dem Abschnitt „die Zeit der nationalen Einigung“ von Heigel und Hansenstein (VI, p. 368) von F. A. Lange „wundervollem Buche über die Arbeiterfrage“, daß „jeder Gebildete es als seine sozialpolitische Bibel betrachten solle“.

Literatur: Vaihinger, Hartmann Dühring und Lange, Iserlohn 1876. Hermann Cohen, Fr. A. Lange in den Preußischen Jahrbüchern 1876. H. Braun, Fr. A. Lange als Sozialökonom. Hallenser Dissertation 1884. Ellissen, Fr. A. Lange, eine Lebensbeschreibung, Leipzig 1891. Reichesberg, Fr. A. Lange als Nationalökonom, Bern 1892.

DIE BEHANDLUNG DES KRITON ALS EINFÜHRUNG IN DIE PLATONISCHE PHILOSOPHIE

Von Gymnasialdirektor Professor Dr. G. Sorof, Berlin



Das Natorp (Ideenlehre S. 126) vom Phädon sagt, daß er nämlich beim ersten Eindruck zwar als „Denkmal auf Sokrates“ erscheine, daß dieser Eindruck des Persönlichen aber gegenüber dem einer wissenschaftlichen Erörterung zurücktrete, das gilt bei näherem Zusehen auch vom Kriton. Auch dieser scheinbar ganz persönlich gehaltene Dialog läßt eine über das Persönliche und Zufällige weit hinausgehende Absicht erkennen. Und auch hier hat der Untertitel (Vom richtigen Handeln)¹ ohne Frage seine Berechtigung, er gibt für das rechte Verständnis des Dialogs, seines Zieles und seiner eigentlichen Bedeutung einen guten Fingerzeig.

Ausgangspunkt der eigentlichen Erörterung über dieses Hauptthema bildet das vernünftige Denken²; natürlicher Weise, da nur aus ihm sich das vernünftige, richtige Handeln ergeben kann. Dem immer heftiger werdenden Drängen des Kriton, zu fliehen, stellt Sokrates, sobald er zur Widerlegung der Vorschläge Kritons das Wort ergreift, die grundsätzliche Forderung entgegen (46 B): „Wir müssen also überlegen, ob man dies tun darf oder nicht.“ Dieses Überlegen³ ist dasselbe wie das Erwägen⁴, mit dessen Hilfe er den „stichhaltigsten Beweggrund“⁵ findet, dem er folgt. Das Erwägen aber ist die Tätigkeit der „Denkraft“⁶, desjenigen Seelenteils, der auch „Vernunft“⁷ heißt und dessen Tugend die Klugheit oder Weisheit ist; dieser Seelenteil muß das Seelenleben beherrschen und dem Denken und Handeln Weg und Richtung geben. Wie z. B. Sokrates (51 A) den Kriton fragt: „Ist deine Weisheit von der Art, daß du nicht einmal weißt, daß im Gegensatz zu Mutter, Vater und den sonstigen

¹ περί πρατεύου. ² Das φρονεῖν. ³ σκοπεῖσθαι. ⁴ λογίζεσθαι. ⁵ Den βέλτιστος λόγος. ⁶ Das λογισκόν (Rep. IV. 440 E). ⁷ λόγος (Rep. 597 A und öfter).

Ahnen allen ein höheres Gut das Vaterland ist und ein ehrwürdigeres und heiligeres und höher geachtet wird bei Göttern und bei Menschen, soweit sie Vernunft haben usw.?¹

Rep. IX 584 D ff. charakterisiert nun Platon die Lebensanschauung der „Vielen“ dahin, daß er sagt, sie würden völlig vom Begehrungsvermögen (von der Begierde, der Leidenschaft, dem Affekt)² und vom Mutartigen (von der Willensenergie)³ beherrscht, ihnen fehle die Fähigkeit vernünftiger Überlegung⁴. Genau so werden im Kriton (48 C) die „Vielen“ als die der Sorge um den materiellen Besitz Hingegebenen gekennzeichnet, die in ihrer Denk- und Handlungsweise lediglich dem Vorstellen, Meinen, Glauben folgen und so den Sinnen und Sinnestäuschungen unterworfen und in der Subjektivität stecken bleiben. Ihnen fehlt das Wissen, die Fähigkeit klarer, objektiver Erkenntnis, und weil ihnen diese Fähigkeit des vernünftigen Denkens, die Intelligenz mangelt, darum handeln sie nach den Eingebungen des blinden Gefühls, der Lust und Unlust⁵. Und der Zusammenhang im Kriton ist a. a. O. genau der Gleiche wie im Phädon (82 A), wo die falsche, demiotische (im Staat würde es heißen: demiurgische) Tugend lediglich als ein Ergebnis zufälliger Gewohnheit und Übung hingestellt wird, welcher klare Erkenntnis fehle⁶. Das Zufällige im Tun und Denken der „Vielen“, ihre Ziel-, Plan- und Urteilslosigkeit spielt ja auch bei der Charakterisierung der „Vielen“ im Kriton eine wichtige Rolle; so, wenn Sokrates (46 B) diese Abhängigkeit vom Unvorhergesehenen, Unberechenbaren, vom Zufall, vom Schicksalswechsel für sich und seine Entschließungen entschieden ablehnt, oder wenn er noch deutlicher von den „Vielen“ sagt (44 D): ihr Handeln ist den zufälligen Eingebungen des Augenblicks unterworfen.

In diesen Zusammenhang paßt es dann vorzüglich, wenn Kriton (45 D) als die Tugend des tüchtigen Mannes die Mannhaftigkeit, Tapferkeit hinstellt. Das ist nach der Psychologie des Staates die Tugend des mutartigen Seelenteils, der Willensenergie. Kriton steht eben unter der Herrschaft dieses Seelenteils 46 B: „Dein guter Wille, lieber Kriton, in allen Ehren, wenn er das Richtige will; wo nicht, ist er, je stärker, desto unbequemer (gefährlicher).“ Darum weist ihn Sokrates gleich danach auf die Notwendigkeit des „Erwägens“ und „Bedenkens“ hin. Damit lehnt er zugleich die Auffassung des Kriton von der Tapferkeit als der Tugend ab und setzt als den rechtmäßigen Herrn an die Stelle der blinden Willensenergie, der mit der Fähigkeit des vernunftgemäßen Erwägens das klare Erkennen, das Wissen fehlt, die Vernunft⁷ ein.

So liegt hier ein Teil jener psychologischen Begründung im Keime vor, mit welcher Platon in späteren Dialogen seine ganze Philosophie abrundet und die ihm erst allmählich zum klaren Bewußtsein gekommen ist. Ohne Zweifel schwebt ihm schon hier im Kriton jene Einteilung der Seele in die drei Teile der Vernunft, der Willensenergie und des blinden Affekts vor, und schon ziemlich deutlich schimmern hier diese Teile in der Differenzierung ihres Wesens durch die scheinbar ganz individuell und persönlich gehaltenen Erörterungen hindurch. In der

¹ παρ' ἀνθρώποις τοῖς νοῦν ἔχουσι...; ² ἐπιθυμητικόν. ³ θυμοειδές. ⁴ φρόνησις, λογισμός, νοῦς. ⁵ οὐδενὶ ζῶν νῦν oder, wie es Rep. a. a. O. heißt, ἄνυσ λογισμοῦ τε καὶ νοῦ „ohne Sinn und Verstand“, ohne vernünftige Überlegung. ⁶ ἐξ ἔθους τε καὶ μελέτης γερνομένη ἄνυσ φιλοσοφίας τε καὶ νοῦ. ⁷ τὸ λογιστικόν.

Sorge um den materiellen Besitz, der in Kritons Denken wie im Denken der „Vielen“ eine wichtige Rolle spielt, erkennen wir leicht die Einstellung des Affekts auf Lust und Unlust; die Bereitwilligkeit des Kriton, Leib und Leben ohne Besinnen für den verehrten Meister einzusetzen, zeigt ihn als der Herrschaft der bloßen Willensenergie unterworfen. Dem allen setzt Sokrates die Überlegenheit des auf vernunftgemäßes Handeln dringenden Intellekts, der vernünftigen Überlegung entgegen. So lassen diese Ausführungen unseres Dialogs auch die Abstufung der menschlichen Gesellschaft und ihre staatliche Gruppierung nach den drei Seelenteilen ahnen. —

Den „Vielen“ als den „Unverständigen“ mit ihrem unklaren „Meinen“, ihrem gefühlsbetonten „Glauben“ und ihrem unüberlegten Handeln nach den zufälligen Eingebungen des Augenblicks stellt Sokrates alsbald erst die „Tüchtigsten“, „Vernünftigsten“¹ und „Verständigen“, „Einsichtsvollen“² im allgemeinen gegenüber, an deren Stelle dann aber sehr bald genauer der „Eine“, der „Wissende“, der „Sachverständige“³ tritt. Das sind dieselben Gedankengänge, die schon bei Heraklit vorliegen; kein Wunder also, wenn wir sie in solcher Ausprägung bei Platon schon in einem Dialog finden, den man sich gewöhnt hat für einen der frühesten zu halten. Heraklit schon erkennt die Weisheit nur in dem auf richtiger Erkenntnis beruhenden Reden und Handeln: Fragm. 112 Diels „Weisheit ist, auf Grund klarer Erkenntnis dem wahren Wesen der Dinge entsprechend das Wahre sagen und tun“. Ja, wenn Diels' Änderung richtig ist, nennt er die Vernunft in demselben Zusammenhang die größte Tugend⁴. Dann ist schon ihm also Tüchtigkeit, Tugend nur auf Grund des Wissens denkbar. Und zwar versteht auch er schon darunter das begriffliche Wissen der Vernunft: „Schlechte Zeugen sind für die Menschen Augen und Ohren, wenn sie die Seelen haben, bei welchen eine Verständigung mit Auge und Ohr nicht möglich ist“ (Fragm. 107)⁵. Das soll doch wohl heißen, daß die sinnliche Wahrnehmung zwar auch von den Dingen Zeugnis ablegt, daß dieses Zeugnis jedoch, an sich trügerisch, dann für uns Gültigkeit bekommt, wenn die Seele imstande ist, das Wahrgenommene richtig aufzufassen, wenn die Einzelwahrnehmung sich zum *κοινόν*, zum Begriff zusammenschließen, wie es im Fragm. 2 heißt: Dem Gemeinsamen muß man folgen. Während aber das Denkgesetz (der Begriff, die Vernunft) gemeinsam ist, leben die Vielen, als ob sie ihre eigene Einsicht hätten“⁶. Ebenso verweist Parmenides die *ἀκριτα* *φύλα* auf das *κρίνειν λόγῳ*.

Wenn dann das, was hier doch vielleicht mehr bloß geahnt als deutlich erkannt worden war, bei Sokrates als die Grundlage aller Erkenntnis deutlich zu Tage liegt und bei ihm das auf induktivem Wege gewonnene begriffliche Wissen das Prinzip des Erkennens ist, so kann es nicht auffallen, wenn sich zum mindesten

¹ ἐπαιεστάτοι (44 C). ² φρόνιμοι (47 A) ³ ὁ εἷς, ὁ ἐπαίων. ⁴ τὸ φρονεῖν ἀρετὴ μέγιστη, καὶ σοφίη ἀλλήθια λέγειν καὶ ποιεῖν κατὰ φύσιν ἐπαίοντας. K. Reinhardt, Parmenides S. 222 f., übersetzt κατὰ φύσιν richtig mit „nach der wahren Beschaffenheit der Dinge“, scheint es dann aber ausschließlich mit ἐπαίοντας zu verbinden, während es offenbar auch zu λέγειν und ποιεῖν zu ziehen ist, was auch aus Fragm. 1 hervorgeht διαπέων ἕκαστον κατὰ φύσιν καὶ φράζων ὅπως ἔχει. ⁵ κακοὶ μάρτυρες ἀνθρώποισι ὀφθαλμοὶ καὶ ὤτα βαρβάρους φύγας ἔχοντων (vgl. K. Reinhardt a. a. O. S. 213). ⁶ διὸ δεῖ ἐπεσθαι τῷ ξυμφ. τοῦ λόγου δ' ἐόντος ξυνοῦ ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἴδιαν ἔχοντες φρόνησιν.

Anklänge an diese von Platon dann weiter ausgebaute Theorie schon in dessen frühesten Dialogen finden.

Der Begriff steht als das Gemeinsame, Einheitliche, Bestimmte, Unwandelbare der Vielheit der sinnlichen Wahrnehmungen gegenüber. Dem entspricht es, wenn Sokrates 46 B, im Gegensatz zu der eifrigen Bereitwilligkeit Kritons, seine Auffassung von der Tüchtigkeit (Tugend) dem Umschwung der äußeren Verhältnisse und der Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung anzupassen, betont, daß er, Sokrates, immer derselbe bleibe, daß es ihm unmöglich sei, von den einmal als richtig erkannten Vernunftgründen abzugehen, und daß er stets dem durch die Vernunft gefundenen besten, d. h. dem reinen, unverfälschten Vernunftgrund oder Begriff (*λόγος*) treu bleibe. Das bedeutet logisch nichts anderes als das, was überall ein und dasselbe ist¹, als das im ewigen Wechsel der Dinge sich ewig Gleichbleibende, das für alle Einzelfälle notwendiger Weise geltende Gemeinsame, als der allein wahres Wissen vermittelnde Begriff. Wir finden auch im Unterbewußtsein dieser Stelle den Gegensatz der Vielen“ und des Einen, des Wissenden, wieder; jene, die unkritische Masse des Parmenides, sind, auf das Gebiet der Dialektik übertragen, die Masse der Einzelercheinungen, dieser, in dem sich die Einzelmeinungen der Vielen zu einem wirklichen, auf klarer Erkenntnis beruhenden Wissen vereinigen, vertritt den Begriff. Man kann hier mit vollem Recht auch eine Andeutung und Bewährung des Identitätsprinzips, logisch und ethisch, finden, wie es schon bei Parmenides in seiner Wurzel zu erkennen ist und wie es deutlich Platons ganzem Philosophieren zu Grunde liegt.

Der Wissende, der gegenüber den Meinungen der Vielen auf dem betreffenden Gebiete der einzige ist, der die klare Erkenntnis, das Wissen besitzt, hat im Bereiche des Persönlichen dieselbe Bedeutung wie der Begriff im Bereiche der Dialektik. Beide vertreten das Prinzip der Unveränderlichkeit, der Dauer, der Notwendigkeit, der Allgemeingültigkeit, des Gesetzes, der Wahrheit. Aus dem Gegensatz von Vielheit und Einheit, von Veränderlichkeit und Unwandelbarkeit, von Meinung und Wissen, von Schein und Wahrheit ist dann Platon die Idee erwachsen als das allem Daseienden als Realisationstendenz zu Grunde liegende Sein. Dabei hat auch diejenige Auffassung ihre Berechtigung, welche meint, daß auch die plastische Neigung des hellenischen Geistes bei Platon die Versinnlichung, Veranschaulichung und Verkörperung des Begriffes zur Idee mit bewirkt hat. Von dieser Metamorphose scheinen auch schon im Kriton Keime vorzuliegen. Nicht bloß, daß der Wissende und sein Gegensatz gegen die „Vielen“ schon eine gewisse Verkörperung des Begriffes darstellt. Sokrates selbst tritt im Verlaufe des Dialogs immer deutlicher und klarer als die Verkörperung des Begriffes des sittlich Guten (des *δίκαιον*) heraus gegenüber der in der Person des Kriton sich darstellenden Unklarheit des Vorstellens und Meinens. Mit Entschiedenheit betont Sokrates (46 B), wie wir schon oben gesehen haben, die Unveränderlichkeit seines prinzipiellen Standpunkts und seine völlige Unabhängigkeit von dem Wechsel der äußeren Lage: „Nicht nur jetzt, sondern

¹ Das *ὅν ἐν παντί ταῦτόν* (Laches 191 E).

immer ist es meine Art, von allem, was in mir auf mich einwirkt¹, nichts anderem zu folgen als dem von mir bei reiflicher Überlegung als allein heilsam erkannten Vernunftgrund. Anschauungen aber, zu denen ich mich früher bekannt habe, kann ich jetzt nicht preisgeben, wo es mir nun einmal so geht, wie es mir geht, sondern ich stehe noch genau ebenso zu ihnen und achte und ehre dieselben wie früher“. Er vertritt und verkörpert eben den Begriff und hypostasiert ihn so zu sagen. Kriton ist ganz Vorstellen und Meinen, Sokrates ganz Wissen; Kriton ist einer von den „Vielen“, die er im Dialog vertritt und bei denen die Wahrheit nicht zu finden ist, Sokrates ist der Sachverständige auf dem Gebiete des sittlich Guten und sittlich Schlechten, der Eine, die Wahrheit selbst (48 A)². Schon hier verkörpert sich dem Dichterphilosophen die Wahrheit, d. h. der Begriff zum anschaulich und lebendig Empfundenen, die Vollkommenheit, die Wahrheit schaffenden und vertretenden Wesen und bahnt ihm so den Weg zur Idee. Auch auf der Höhe des hellenischen Philosophierens also, wo gerade die Erscheinungswelt sich deutlich von den Gedankendingen scheiden, das Reich des Sichtbaren vom Reich des Gedankens, das Vorstellen vom Wissen, das Glauben vom bewußten Erkennen, das Werden und Vergehen vom Sein, auch hier kann sich die dem ureigensten Wesen des zur Sinnlichkeit geschaffenen Hellenen entsprechende, persönliche Denkweise nicht verleugnen. Was der Philosoph denkend erfaßt, sieht er mit seinem Künstlerauge körperlich und schafft es durch sein Schauen. Sagt uns doch Platon selbst an einer Stelle, wo ein, offenbar dem Sokrates nur in den Mund gelegtes, Zeugnis von seinem eigenen Werdegang vorliegt, daß der Ausgangspunkt seines Philosophierens in der sinnlichen Anschauung gelegen habe (Phaed. 96 A): „Als junger Mensch hatte ich ein ganz merkwürdiges Verlangen nach der Erkenntnis, die sie Naturkunde nennen.“

Und auch darauf sei in diesem Zusammenhang hingewiesen, daß Platon a. a. O. von seinem Interesse für die Frage nach den Ursachen des Werdens und Vergehens erzählt, die ihn also schon früh beschäftigt und deren Weiterdenken ihn dann u. a. zu seiner Lehre von der Seelenwanderung geführt haben. Diese kumuliert aber in der Lehre vom Wiederaufleben (*ἀναβιώσκεσθαι* Phaed. 71 E). Und es ist durchaus möglich, daß ihn dieser Begriff schon früh festgehalten hat und daß eine Spur davon in der scherzhaften Wendung 48 C zu finden ist, wo es von den „Vielen“ heißt, daß sie ins Blaue hinein umbringen und dann gern wieder ins Leben zurückrufen würden, — wenn sie dazu imstande wären. —

So hat sich uns eine Anzahl deutlicher Ansätze des platonischen Philosophierens im Kriton ergeben, und es kann kaum geleugnet werden, daß ihre Hervorhebung im Unterricht die Behandlung des Dialogs zu einer fruchtbaren Einführung in die sokratisch-platonische Philosophie und zugleich in Logik und Psychologie auswachsen lassen kann. Apologie und Kriton sind für die Anbahnung eines tieferen Verständnisses der sokratisch-platonischen Ethik und vor allem der Persönlichkeit des Sokrates selbst von größter Bedeutung. Und dieses Er-

¹ τῶν ἐμῶν, eine in diesem Zusammenhang sehr bezeichnende Ausdrucksweise, welche schon deutlich auf die schon oben erwähnte, später im Staat ausdrücklich vorliegende Differenzierung des Seelenlebens hinzuweisen scheint. ² ὁ ἐπαῖων περὶ τῶν δικαίων καὶ ἀδίκων, ὁ εἰς καὶ αὐτῆ ἢ ἀλήθεια.

gebnis der ersten Lektüre Platons bedeutet schon einen schönen Erfolg und eine wirklich humanistische Errungenschaft. Ein Stück wahren, echten, lauterer, freien Menschentums hat sich der junge Denker durch eigenes Schürfen im Schachte menschlichen Geisteslebens im Schweiße seines Angesichts erarbeitet. Dazu kommt noch beim Kriton das wichtige Erlebnis des Staatsgedankens in seiner packenden, den ganzen Menschen erfassenden Wucht, als einer gigantischen Macht, die wie der Schicksalsgedanke den edlen Menschen erhebt, wenn er ihn zermalmt.

Aber der griechische Unterricht muß doch schließlich in die griechische Philosophie selbst einmünden und einführen. Dann bildet dieser Unterricht einen der Wege, auf denen die höhere Schule die Wißbegierde des erstarkenden, staunenden Geistes an die höchsten Probleme heranzuführt. Die Blumen, die in diesem Garten gepflückt werden, vereinigen sich mit den von anderen Gefilden heimgebrachten zu einem lebendigen Strauße, in welchem der eine oder andre vielleicht auch seine blaue Blume fürs Leben findet. Der betrachtende, sich versenkende, vergleichende und ordnende Geist wird bewundernd gewahr, daß auch der Sophisten und Platons Gedanken heute noch lebendig und wirksam sind; daß Münzen, welche Demokritos einst geprägt hat, auch noch in der Zeit eines Robert Mayer und Helmholtz Kurswert hatten und heute noch auf dem wissenschaftlichen Markte von Hand zu Hand gehen; daß Gedankengänge, die einen Nietzsche beschäftigten, schon vor dem Dreißigjährigen Kriege der Hellenen die sittlichen Werte umwerteten im Rahmen des großen, die Jahrhunderte überdauernden Gegensatzes von Satzung (*νόμος*) und Naturrecht (*φύσις*)¹, für dessen Entwicklung sich sogar in Xenophons Anabasis deutliche Spuren finden² und uns kürzlich die reiche Fundgrube von Oxyrhynchos ein neues Beweisstück geliefert hat³. Die alte Philosophie kann niemals veralten, so wenig die Quelle versandet, weil die Flut, die ihr entströmt, sich weit ab von ihr und in breiterem Bette ins Meer ergießt, wo sie die Länder verbindet. Und auch versiegen kann diese Quelle nicht, sondern sie bleibt, was sie war, ein Quell lebendigen Wassers.

¹ Vgl. K. Reinhardt, Parmenides, S. 82 ff. ² Vgl. meinen Aufsatz über *νόμος* und *φύσις* in Xenophons Anabasis, Hermes XXXIV, S. 586 ff. ³ Vgl. H. Diels, Ein antikes System des Naturrechts. Internat. Monatsschr. Okt. 1916.

UNGEDRUCKTE BRIEFE, GEDICHTE UND ARTIKEL VON MOSES MENDELSSOHN

Von Dr. Adolph Kohut



Über den großen Popularphilosophen Moses Mendelssohn, den Freund Gotthold Ephraim Lessings, besitzen wir bekanntlich zahlreiche Werke von Kayserling, Ritter u. v. a. Ist bisher leider auch noch keine vollständige Sammlung seiner Briefe veröffentlicht worden, so wurde doch wenigstens der Anfang dazu gemacht, indem Kayserling in seiner Biographie Mendelssohns Briefe von und an den berühmten Denker mitgeteilt hat; aber noch finden sich zerstreut in Bibliotheken, sowie bei Einzelnen zahlreiche, ungedruckte, Zuschriften Mendelssohns, und es müßte die Aufgabe der Mendelssohnforscher sein, eine Ährenlese zu veranstalten, um daraus einen prachtvollen Ehrenkranz für die Manen des unsterblichen Weltweisen zu flechten.

Ich mache den Anfang dazu, indem ich aus der Berliner Radowitzschen Sammlung den nachstehenden, meines Wissens bisher ungedruckten Brief Mendelssohns, der sich in der Handschriften-Abteilung der Berliner Königlichen Bibliothek befindet, hier bekanntgebe. Er ist ohne Datum und an den Freund des Verfassers, den bekannten Berliner Buchhändler und Schriftsteller Friedrich Nicolai, gerichtet:

„An Friedrich Nicolai, Hochwohlgeboren.

Liebster Freund!

Sagen Sie mir doch, wie man den Grafen von Dalber, Statthalter von Erfurt, tituliert, und wie man die Überschrift an denselben zu machen hat?

Ich wünschte künftigen Sonntag unseren Freund Eberhard zu sprechen; wollen Sie von der Partie sein, so will ich den Wagen bestellen und auch mit Herrn Engel morgen davon sprechen. Wenn doch Herr Ramler mitkommen wollte! Das wäre ein Nachmittag pour la bonne bouche, desgleichen ich in ganz Littauen und selbst in Procus, wo mir die Antologia zum Nachtquartier verholpen, nicht haben konnte.

Moses Mendelssohn“

Dieser Brief ist mit seinen Anspielungen für uns nicht mehr ganz verständlich, aber für die Getreuen Mendelssohns, wie Friedrich Nicolai, den Ästhetiker J. J. Engel und den Dichter Friedrich Wilhelm Ramler wird er gewiß nichts Geheimnisvolles gehabt haben.

In derselben Radowitzschen Sammlung findet sich auch ein Stammbuchblatt von Mendelssohns Hand, also lautend:

„Bestimmung des Menschen:

Wahrheit erkennen, Schönheit lieben,
Gutes wollen, das Beste tun.

Zum geneigten Andenken

Berlin, den 1. Februar 1781.

Moses Mendelssohn.“

Man weiß, daß Moses Mendelssohn auch manche hübsche Gedichte verfaßte, besonders groß war er in Gelegenheitsgedichten.

Ein solches bisher unbekanntes Poem des Weltweisen fand ich in dem Nachlaß des Freiherrn von Meusebach, des ausgezeichneten Kenners der deutschen Literatur, der vor 70 Jahren, 22. August 1847, auf seinem Landgut Baumgartenbrück bei Potsdam gestorben ist.

Die erste Kunde von dem Gedicht gab der älteste Sohn Mendelssohns, Josef (geboren 11. August 1770, gestorben 24. November 1848), in einem an einen unbekanntem Adressaten gerichteten Brief bald nach dem Ableben seines Vaters, also lautend:

„Ich komme, um mein Ew. Hochwohlgeboren gegebenes Wort einzulösen.

Inliegend ein Blättchen, das von einer Seite in deutscher, von der anderen in lateinischer Sprache von der eigenen Hand meines verewigten Vaters beschrieben ist. Ich habe es aus einem kleinen Taschenbuch ausgeschnitten, desgleichen er immer bei sich zu führen pflegte, um alles, was sich darbot, ein Gedicht, einen philosophischen Gedanken, eine Notiz für das Haus, oder was es sonst war, niederzuschreiben. Dieses Blatt trägt die Spur solcher rapsodischen Notizen. Es hat noch die Eigenheit, daß es das Datum von seiner eigenen Hand niedergeschrieben enthält: 25. Dezember 1752. Er war damals 37 Jahre alt.

Wünschen Sie noch etwas aus seinen späteren Jahren, so werde ich es Ihnen mit Vergnügen heraussuchen.

Ihr ergebener

J. Mendelssohn.“

Das Mendelssohnsche Gedicht lautet nun wörtlich:

„Wo ist er nun, den meine Seele liebt?
 Er flieht, und mit ihm flieheth meine Lust;
 Sein Bild, sein unvergeßlich Bild,
 Betrübt mit immer neuer Unruh' meine Brust.
 Komm' Ehr', die ich mir zum Schutzgeist wähle,
 Errette mich und stärke meinen Sinn!
 Reiß' des Geliebten Bild aus meiner Seele,
 Mit dem ich doch noch mehr als glücklich bin.
 Und du, Vernunft, besiege meine Schmerzen,
 Wenn's mit frischen Reizen wiederkehrt,
 Ach, zieh den gift'gen Pfeil aus meinem Herzen,
 Der insgeheim mein bestes Mark verzehrt.“

Von wissenschaftlichen bzw. philosophischen Abhandlungen enthält die Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek in Berlin nur die Handschrift der Einleitung der „Morgenstunden“ und einen geistreichen Aufsatz über: „Enthusiast, Visionär, Phanatiker, Begeisterter, Erscheinungsseher, Schwärmer“. Den letzteren Essay hat bereits Kayserling in seiner Biographie, Seite 552 ff., mitgeteilt. Zu bedauern ist nur, daß auch der Anhang zu dieser Abhandlung, der nicht minder interessant sein mag, nicht mitgeteilt ist. Ich will das Versäumte nachholen und dieses meines Wissens bisher ungedruckte Manuskript hier veröffentlichen.

Es lautet:

- Akademisches Urteil über C. F. Selles Abhandlung vom Skeptizismus und dem Axiom, daß alles dem Zweifel unterworfen.

Wenn die alten Skeptiker ihre Meinung vortrugen, daß alles dem Zweifel unterworfen sei, so pflegten sie aus Vorsicht hinzuzutun, auch dieser Satz, daß alles ungewiß sei, ist selbst noch ungewiß. So wünschte ich Herrn Selles Erklärung zu wissen, ob er den Satz selbst, daß es keinen reinen Vernunftbegriff gebe, nicht für einen Vernunftbegriff halte? Oder schließt er ihn vielleicht deswegen vom Vernunftbegriff aus, weil er mathematisch demonstriert worden und also, wie Herr Selle sich ausdrückt, identisch sei?

Wenn alle mathematisch erweislichen Sätze als identisch betrachtet, nicht als reine Vernunftbegriffe gelten sollen, so bleiben freilich keine anderen Sätze zurück als solche, die sich zum Teil auf Erfahrungen gründen, und der Satz, es gibt keine Vernunftbegriffe, insoweit Herr Selle eigentlich Vernunftsätze darunter versteht, ist im Grunde selbst identisch und will nur soviel sagen, alle Sätze sind entweder mathematisch erweislich, also auf identische Sätze zu reduzieren oder gründen sich auf Erfahrung oder sind aus beiden Arten zusammengesetzt.

Ich denke nicht, daß jemand wider diese Behauptung etwas einzuwenden haben kann; er möchte über die Art und Weise, wie sich Herr Selle über den Satz des B-G- ausdrückt, zufrieden oder nicht zufrieden sein. Verschiedene Einwürfe des Herrn Zöllner beruhen, wie mich dünkt, auf einem bloßen Wettstreit. Er nimmt Synthesis oder Analysis in andere Bedeutung als Herr S. und führt die Mathematik zum Beweise an, daß es von der Erfahrung unabhängige Synthesis gebe. Ihre Synthese, wird Herr S. antworten, aber nicht die meinige. Es kommt hier nicht darauf an, auf wessen Seite der Sprachgebrauch sei, genug, Herr Selle nimmt einen Satz nur dann als synthetisch, wenn das Prädikat nicht aus dem Subjekte erwiesen werden kann, und dergl. kann es in der Mathematik nicht geben.

Noch hätte ich gewünscht, Herr Selle hätte eigentliche Begriffe von Urteilen und Sätzen unterschieden. Sein Thema ist: Es gibt keine reellen Vernunftbegriffe, und sein Beweis spricht nur von Sätzen. Wiewohl die Begriffe als das Material des Denkens offenbar ihren Ursprung nicht von der reinen Vernunft haben können, welche sich bloß auf das Formale des Denkens beziehen könne.

Indessen kann die Seele das Formale selbst zum Gegenstand ihres Nachdenkens nehmen und insoweit reine Vernunftschlüsse herausbringen, die aber, wie in der Logik, abermals bloß identisch sein werden.

Überhaupt habe ich die größte Verehrung für identische Sätze dieser Art; wenn man sich in metaphysisch-moralischen Dingen nach mathematischer Evidenz sehnt, was will man anders, als daß man dieselben auf Identitäten dieser Art hinführen könne.“

Ich erwähne schließlich, daß noch jetzt, fast anderthalb Jahrhunderte nach der Niederschrift der Briefe und Manuskripte Mandelssohns, diese sich durch die Klarheit und Schärfe der Schriftzüge auszeichnen, denn der Philosoph war nebenbei bekanntlich auch ein tüchtiger, korrekter Kaufmann, der stets streng darauf hielt, kalligraphisch schön zu schreiben.

STREIFLICHTER

Aus den Mitteilungen des Deutschen Junghelferbundes. — „Ein junges ABeis am Stamm der Jugendpflege“ hat man den D. J. H. B. einmal genannt, und wenn Jungdeutschland, Pfadfinder und Wandervogel die körperliche und allgemeine Charakterpflege der Jugend anstreben, so läßt sich der D. J. H. B. insbesondere die ethische Vertiefung des Gedankens werktätiger Nächstenliebe angelegen sein.

Hier soll nicht wiederholt werden, was die Berichte von 1911—1914 und 1914—1916 über die Entstehung und Entwicklung des D. J. H. B. sagen¹ — hier im ersten Blatte unserer „Mitteilungen“, die wir, dank dem Entgegenkommen des Vorstandes den Veröffentlichungen des „Deutschen Kinderschutzverbandes“ angliedern dürfen, wollen wir begründen und ausführen, warum uns die Verbindung mit der Arbeit des D. K. S. V. als eine große Förderung unserer Sache erscheint.

Kinderschutz und Jugendhelferbund widmen ihre Arbeit den Kindern — freilich unter verschiedenen Gesichtspunkten.

Ist werktätige Hilfe an den Kindern der Armut und der Not die Aufgabe des Kinderschutzes, so ist der Leitgedanke des Junghelferbundes die Erziehung der Jugend zur Erkenntnis, daß im Leben eines Volkes der Einzelne hinter dem Ganzen unbedingt zurücktreten muß und sich gewöhnt, zu Gunsten der Bedürftigen freiwillig auf einen Genuß, eine Freude zu verzichten.

Daraus ergibt sich, daß im Kinderschutz soziale Arbeit getan wird, im Junghelferbund die Jugend zu künftiger sozialer Arbeit erzogen werden soll. Nimmt der Pädagoge die ethische Aufgabe für sich in Anspruch, so gibt ihm der soziale Arbeiter die praktischen Beispiele, und aus diesem Zusammenwirken erhofft der D. J. H. B. eine Zukunftsbüthe echter Caritas.

Wieviel Gutes heut getan wird, wieviel ernste, aufopferungsvolle Arbeit am Werke ist — gibts nicht auch manche Schatten? Und wenn heut noch all die Anreizungen und Aufmunterungen nötig sind, um das für soziale Zwecke so notwendige Geld flüßig zu machen, wäre es nicht schön und erstrebenswert, wenn wir in dem besseren Zukunftsvaterlande, das wir nach dieser Zeit der Prüfung und der Opfer erhoffen, reine Wohltätigkeit, geübt in Schlichtheit und selbstloser Gesinnung, erleben dürften? Brauchen wir heut noch all die Lockmittel persönlichen Vergnügens oder die Reizung des Bekannt- und Genanntwerdens, um den guten und edlen Zwecken die nötigen Mittel zuzuführen, sollen wir dabei stehen bleiben und uns beruhigen: „Das ist nun einmal so — also bleibts dabei!“?

Die Freunde des D. J. H. B. denken anders; sie hoffen, durch stetige, stille Erziehungsarbeit ein Geschlecht heranziehen zu helfen, das es als eine selbstverständliche Pflicht empfindet, zu helfen, wenn und wo man helfen kann. Die leicht auflodende Flamme der jugendlichen Begeisterung wollen die Freunde des D. J. H. B. zu wandeln versuchen in ein wärmendes, den Alltag durchleuchtendes Feuer steter Hilfsbereitschaft.

Diese Arbeit kostet Zeit, ist mühsam, hat keine heut und morgen nachzuweisende und nachzurechnenden Erfolge, aber sie ist Saat auf die Zukunft, und wird Zukunfts-

¹ Erhältlich durch die Geschäftsstelle, Charlottenburg, Berliner Straße 39.

saat nicht vor allem in der Schule ausgestreut? Sind nicht deshalb die deutschen Lehrer und Lehrerinnen die berufensten Helfer und Helferinnen bei unserem Werk?

Wie die Verhältnisse lagen, begann die Arbeit an den höheren Mädchenschulen — aber der Gedanke selbst scheint uns wert, von allen deutschen Schulen, hohen und niederen, Knaben- und Mädchenschulen aufgenommen zu werden.

Es ist uns eingewendet worden, wir würden die Kinder zu Hochmut erziehen. Dem rechten Erzieher bietet die Arbeit im Junghelferbunde soviel Gelegenheit, den Kindern Dankbarkeit gegen die Eltern, Bescheidenheit den Mitmenschen gegenüber, Einfachheit und Natürlichkeit ans Herz zu legen, daß der Gedanke an Überhebung wirklich nicht aufkommen kann.

Ferner hat man uns vorgeworfen, es taue nichts, die Kinder schon mit Not und Elend bekannt zu machen.

Wohl wird den Kindern Mitteilung gemacht über die, denen geholfen werden soll, um eine menschlich teilnehmende Verbindung zwischen Gebenden und Nehmenden herzustellen, aber das geschieht in einer Weise, die sich auf Kinderart und Kinderherz versteht; deshalb gerade sollen ja die Pädagogen zum Junghelferbunde herangezogen werden.

Die Ausführung der Hilfe im einzelnen wird stets von dem Takt und dem Ermessen der Gruppenleitungen abhängen, zu denen doch auch Eltern gehören.

Der letzte Bericht über die Arbeit des D. J. H. B. zeigt — trotzdem der Schwerpunkt unserer Arbeit auf erzieherlichem Gebiet liegt — schon ganz erfreuliche Summen, und diese Summen sind berechte Zeugen gegen die Behauptung: „Es geht nicht anders“. In stiller Opferfreudigkeit — gewonnen für „die Sache an sich“ —, ohne Ansehen der eigenen Person, sind sie von der Jugend zusammengetragen.

Gibt das nicht Mut, zu hoffen?

Neben der Schule, die Gesinnungsarbeit leistet, steht nun der Kinderschutz, der dazu hilft, die Gesinnung in rechter Weise betätigen zu können. Kinder sollen Kinder helfen, sagt der D. J. H. B., weil Kinder ihresgleichen am besten verstehen, sich für ihresgleichen am wärmsten interessieren, und nun berichtet die vom Kinderschutz uns zugewiesene sozial arbeitende Persönlichkeit über Pfleglinge, regt Hilfe an für Hilfsbedürftige, prüft nach, ob eingegangene Bitten zu berücksichtigen sind, kurz, unterstützt die Schule und ihre Junghelferarbeit durch berufliche Sachkenntnis, was in großen Städten z. B. unbedingt notwendig sein wird, während die Verhältnisse in kleinen Orten leichter übersehen werden können.

Die Jugendhelfergruppen sammeln und arbeiten, der Kinderschutz sorgt dafür, daß alles möglichst nutzbringend verwendet wird, und läßt uns teilnehmen an dem Erfolge seiner Arbeit.

Schule, Kinder und Eltern als Junghelferbund, zusammen mit den sozialen Arbeitern, sollte das nicht ein Band weben zum Wohle und Gedeihen unseres geliebten Vaterlandes? Den Kindern des Glücks ein Segen für Seele und Charakter, den Kindern der Armut eine Gewähr menschlich warmen Helfens, — für beide eine Brücke, sich zu begegnen als zugehörig einem Volke.

Dr. Dr. v. Behr-Pinnow

Im Anfange des Jahres 1818 erhielt Prinz Friederich der Niederlande eine größere Menge von alten Akten zugesandt. In einem Briefe von Frauenhand, unterzeichnet C. geb. v. Z., war gesagt, daß die Absenderin diese Papiere aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Vaters habe, der sie, wie sie glaube, von Herrn van Boetzelaer empfangen habe. Die Papiere waren zum Teil ganz wertlos, enthielten aber u. a. eine Urkunde auf Pergament in Quadratchiffre aus dem Jahre 1535 (sogen. Kölner Urkunde) und eine Reihe von Lagen eines alten Protokollbuches einer Loge im Haag „Fredericks Vreodendall“ aus den Jahren 1637 und 1638. Über die Kölner Urkunde ist lange darüber hin- und hergestritten worden, ob sie echt sei oder nicht; die Haager Protokolle

sind wenig untersucht, zuletzt von Keller, der sie für echt erklärte, und von Begemann in einem eigenen Buche: Haager Loge von 1637 und der Kölner Brief von 1535, Berlin: Mittler & Sohn 1907, XVI, 84 S. 8°. Begemann kam zu dem Resultat, daß die Protokolle eine Fälschung aus dem Ende des 18. Jahrhunderts seien und griff dabei Keller in gerader unerhörter Weise an. Keller wehrte sich dagegen in den MH. der C. G. an verschiedenen Stellen und die rein sachliche Erörterung ging schließlich in dem leidigen und viel bedauerten Streite Begemann-Keller ganz zugrunde. Da ich Ursache hatte, jetzt die Frage wieder vorzunehmen, möchte ich mir einige ganz unparteiische Bemerkungen zu der Frage erlauben. — Von vornherein ist es auffällig, daß jemand sich eine derartige, Jahre in Anspruch nehmende Arbeit gemacht haben sollte, um sie schließlich zu anderen ganz wertlosen Papieren in eine Kiste zu legen, deren Inhalt dann viel später eine Dame schließlich dem Prinzen übergab, weil der als National-Großmeister vielleicht Interesse daran habe; sonst wären die Stücke wohl niemals an das Tageslicht gekommen. Für die Dame waren die alten Scharteken wertlos, sie hat keinen Groschen dafür gefordert und erhalten, ja sie hat dem Prinzen nicht einmal ihren Namen genannt. — Was sollte die Fälschung bezwecken? Wenn im Mittelalter die Konstantinische Urkunde gefälscht wird oder ein Mönch ein Diplom für sein Kloster verfertigt, wenn man in der Neuzeit ganze Memoiren fälscht und an Buchhändler verkauft, oder dem Zaren Alexander III. gefälschte Briefe Bismarcks in die Hand spielt, dann weiß man genau, warum gefälscht wird, so verschieden auch die Motive sind. Welchen Zweck hatte denn nun aber der Verfasser dieser Papiere? Begemann meint: Der Verfasser wollte sein Vaterland verherrlichen. Warum legt er dann aber die ganze Arbeit in die Kiste, statt sie herauszugeben, oder besser: herauszuschreien? Kloß meinte, der Verfasser habe auch wohl die im Jahre 1780 hergestellte Verbindung der Großloge der Niederlande mit der strikten Observanz bekämpfen wollen und da der Wilhelmsbadener Kongreß der Templerei der strikten Observanz 1782 ein unrühmliches Ende bereitet habe, sie liegen lassen. Dem stimmt auch Begemann „als gutem Gedanken“ zu. Ja, dann hätte der Fälscher das größte Interesse daran gehabt, sie vor dem Kongreß zu veröffentlichen oder sie wenigstens dem Kongreß selbst zu übergeben, da er sonst ja auf diesen gar nicht einwirken konnte und seine Arbeit umsonst gemacht hatte. Sie zu machen und sie dann in die Kiste zu legen, hatte doch gar keinen Sinn. Der Fälscher muß sie aber vor der Abhaltung des Kongresses fertig gehabt haben, weil eine Anfertigung nach dem Kongreß, als die strikte Observanz vernichtet war, erst recht keinen Zweck mehr gehabt hätte. Wie man die Sache auch dreht, man sieht den Zweck nicht ein, weswegen der Fälscher sich diese unnütze Arbeit machte. Und die Fälschung namentlich der Protokolle ist außerordentlich fein, so daß der Mann nicht nur ein vorzüglicher Sprachkenner, sondern auch ein in der Geschichte bis ins Kleinste bewandeter Mann gewesen sein muß: Nur zwei Fehler konnte Begemann trotz mikroskopischer Untersuchung in ihnen entdecken, Fehler, über die wir unten noch reden werden. — Die Kölner Urkunde gibt sich von vornherein als Abschrift zu erkennen, und ist eine sehr schlechte Abschrift, deren Echtheit oder Unechtheit man heute nicht mehr sicher unterscheiden kann; doch ist sie wahrscheinlich, wenn nicht ganz falsch, so doch im Text verfälscht, d. h. bei der Abschrift mit Dingen interpoliert, die nicht hineinpassen, die der Abschreiber aber aus gewissen Gründen gern betont haben wollte. (Vgl. Handbuch der Freimaurerei, 3. Aufl., Bd. 1, S. 552 ff.) Das kann man von den Protokollen aber nicht sagen. Nun hat Begemann zwar behauptet: Protokolle und Brief stehen und fallen mit einander (S. XI), wobei er auf seine Beweise S. 55 verweist, aber sein Beweis dieser Behauptung ist schwach oder vielmehr nicht vorhanden. Auf S. 55 findet sich lediglich die Behauptung wiederholt mit der Erweiterung: „Der Brief (Kölner Urkunde) ist das Hauptstück und die Protokolle sind gleichsam der Rahmen, von dem jener gehalten wird, d. h. sie sollen die Möglichkeit echter Überlieferung gewährleisten, indem sie das Vorhandensein einer

Loge im Jahre 1519, also vor 1535, dem Datum des Briefes, voraussetzen und bei ihrer Wiederbelebung im Jahre 1637 den Brief mit anderen Dokumenten zusammen von überlebenden Mitgliedern aufbewahrt sein lassen“. Das ist eben eine Behauptung, aber kein Beweis. Und wenn Begemann recht hätte, warum machte der Fälscher nicht Protokolle einer Loge von 1535? Das wäre beweiskräftiger und weniger mühselig gewesen, weil um 1780 das Lateinische von 1535 immer noch leichter nachzuahmen war, als das Holländische von 1637. — Begemann untersucht nun die Protokolle philologisch und historisch in seiner methodisch von Fehlern wimmelnden Weise. Der Grundsatz quod non in actis, non est in mundo leitet ihn. Dafür hier ein besonders krasses Beispiel. S. 32 spricht Begemann von Johann Bakker. Dieser ist weder im Biographischen Wörterbuch, noch bei Elias: De Vroedshap van Amsterdam zu finden. Wohl wird aber ein Jacob Backer in beiden erwähnt, der viermal Bürgermeister von Amsterdam war. Daraus schließt Begemann, daß ein Zeitgenosse den Vornamen natürlich richtig angegeben hätte. Als ob nicht ein Johann Bakker im Haag neben einem Jacob Backer in Amsterdam hätte zu gleicher Zeit existieren können. Aber was nicht im Wörterbuch und bei Elias zu finden ist, non est in mundo. Und so geht es immer wieder. Dann arbeitet Begemann beständig mit dem, was der Gelehrte argumentum ex silentio nennt, der größte methodische Fehler, den man überhaupt machen kann, und glänzt in kühnen Vernunftschlüssen rückwärts von heute auf 1637 und in haltlosen Behauptungen. Daher kann man sagen, daß Begemann auch nicht einen einzigen stichhaltigen Grund für die Unechtheit der Protokolle hat finden können. — Aber halt doch! Die beiden oben genannten historischen Schnitzer! Erstens: Das Protokoll sagt, Prinz Friedrich Heinrich sei am 7. Mai 1637 ins Feld gereist, während er doch erst am 7. Juli 1637 gereist ist. Den Fehler, den Begemann hier gemacht hat, bemerkte schon Keller. Es steht wörtlich im Protokoll vom 5. Mai: „Der E. M. gibt Kenntnis, daß S. Hoheit im Begriff übermorgen abzureisen . . .“, also daß er abreisen wollte, nicht daß er abgereist ist. Nun steht aus den Memoiren des Prinzen selbst fest, daß er tatsächlich am 7. Mai aufbrechen wollte, aber einen Anfall von Podagra bekam, bettlägerig wurde und erst am 7. Juli aufbrach. Also hat der Verfasser der Protokolle das falsche Datum aus diesen Memoiren, sagt Begemann. Damit ist bewiesen, daß die Herstellung der Protokolle nach 1733, dem Erscheinungsjahre der Memoiren, erfolgt ist. Es läßt doch das Datum aber gerade den Schluß zu, daß die Protokolle darum echt sind, weil sie alle in außer den Memoiren das richtige Datum verzeihen, an dem S. Hoheit aufbrechen wollte. Ein Fälscher hätte doch das Datum des wirklichen Aufbruchs, den er in jedem Geschichtsbuche fand, hingeschrieben und nicht das Datum, an dem S. Hoheit aufbrechen wollte. Ich sehe in diesem Datum gerade den Beweis der Echtheit. — Der zweite Schnitzer: Beim Festmahl am 27. Dezember 1637 ist ein Jan v. Nassau neben S. Hoheit anwesend. Unmöglich, sagt Begemann, da Jan v. Nassau ein Verräter an der niederländischen Sache war und sich auf Seiten der Spanier befand. Richtig! Aber es gibt mehr Hunde, die Spitz heißen. Es gab einen zweiten Jan v. Nassau (Linie Idstein), der 1603—1668 lebte, ein scharfer Gegner des Kaisers und der Spanier und ein treuer Anhänger Friedrich Heinrichs war und 1637 flüchtig in der Welt umherirrte (Menzel: Geschichte von Nassau, Bd. 6, S. 512). Am 11. Dezember 1637 war er in Paris; wo er Weihnachten 1637 sich befand, habe ich nicht feststellen können. Aber er kann doch recht gut im Haag gewesen sein, weil er sich in seinem Unglück an den mächtigen Vetter in den Niederlanden wenden wollte. Jedenfalls muß der in den Protokollen genannte Jan v. Nassau nicht notwendig der Gegner Friedrich Heinrichs gewesen sein. Es steht in dem Protokolle nichts als der Name. — Es ist unserem hochverehrten Vorsitzenden, Geheimrat Keller, viel Unrecht von Begemanns Seite geschehen; das will ich dem toten Freunde zu Ehren hier feststellen.

Wolfstieg

LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

IX. Jahrg.

Berlin, im März 1917

Nr. 2

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin - Grunewald, Hohenzollerndamm 55

BRIEGER, THEODOR, „Martin Luther und wir“. Das reformatorische Christentum Luthers, seinen Kernpunkten nach dargestellt. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes, 1916. 106 S. M 2.

Aus dem Nachlaß des trefflichen Leipziger Kirchenhistorikers ist dieses schöne Buch auf Grund von Vorträgen und Vorlesungen herausgegeben. Brieger geht bei seinen Betrachtungen aus von der Tatsache, daß einerseits weite Kreise der Kirche entfremdet seien, andererseits sich im kirchlichen Leben viel Laienorthodoxie, unevangelische Kirchlichkeit geltend mache. Als Arzt für beide Krankheitserscheinungen, die er aus demselben Grundübel, dem Intellektualismus, herleitet, empfiehlt er Martin Luther. Denn: Luther lebt noch heute, und er vermag klärend, befreiend, aufrichtend auf uns zu wirken wie kein zweiter Mann der Vergangenheit! Brieger verhehlt nicht die Schwächen seines Helden: er weiß, daß auch Luther ein Kind seiner Zeit gewesen, daß er immer ein Mensch blieb, dem Irrtum und Stunden der Schwäche unterworfen. Daher appelliert er auch nicht an einen „ganzen“ Luther, sondern allein an den Reformator. „Alles ist von dem reformatorischen Prinzip aus zu entscheiden.“ Und wo Luther gegen Luther ausgespielt wird, da heißt sein Schlachtruf: mit Luther gegen Luther auf das evangelische Christentum pochen.

Luthers Christentum, sein inneres religiöses Leben, nicht seine Theologie will er uns nahe bringen. Luthers Christentum aber „deckt sich mit dem Glauben des Sünders an den in Christus gnädigen Gott“. Pauli Worte: „Der Gerechte wird aus Glauben leben“ sind der Ausgangspunkt und das A und O des ganzen reformatorischen Wirkens Luthers gewesen. Und demgemäß untersucht Brieger denn auch von dem so gewonnenen Boden aus Luthers Stellungnahme zu allen anderen wichtigen evangelischen Problemen, so z. B. zur Erkenntnis Gottes, zum Dogma der Kirche, zur Heiligen Schrift, zur Lehre von der Inspiration. Im letzten Abschnitt betrachtet er eingehend Luthers Anschauung von der „Kirche“, insbesondere das Problem der „sichtbaren“ und „unsichtbaren“ Kirche. Luther kennt nur eine Kirche, die „wahre“, die aus Gläubigen oder „Heiligen“ bestehende Kirche. Diese ist unsichtbar und sichtbar zugleich. Kraft ihrer äußeren Merkmale (Wort Gottes und Sakrament) ist sie sichtbar aber nur den Gläubigen. Sinnlich wahrnehmbar ist diese Gemeinschaft der Gläubigen nicht, daher „unsichtbar“, sie ist eben Gegenstand des Glaubens.

Brieger schließt mit der frohen Zuversicht und Gewißheit, daß der gewaltige Geist Luthers sich in kommenden Zeiten in immer weiterer und reicherer Entfaltung

segensreich auswirken werde. — Sehr dankenswert sind die am Schlusse gegebenen ausführlichen Belegstellen aus Luthers Werken. Wilh. Steffens-Berlin-Wilmersdorf.

GUTBIER, PAUL, Dr., „Die Hauptssysteme der Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre“

sind von dem Verlage Kameradschaft, Berlin W. 35, soeben in vierter Auflage unter wesentlicher Erweiterung des behandelten Themas dem Büchermarkt zugeführt worden. Die freundliche Aufnahme, welche diese Schrift bisher in weiteren Kreisen gefunden hat, gibt der Überzeugung sichere Anhaltspunkte, daß sie auch in dem neuen Gewande bei der stetig anwachsenden, nach volkswirtschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Belehrung strebenden Gemeinde deutscher Vaterlandsfreunde schnell offene Türen finden wird. Dem Schriftwerk ist stets nachgerühmt worden, daß es in gedrängter Kürze und gefälliger Form des Vortrages, vor allem aber auch in einer dem Laien verständlichen Behandlung des Stoffes dem Leser die unsere Zeit beherrschenden Fragen einer großzügigen und zweckmäßigen vaterländischen Staatswirtschaftspolitik sowohl nach ihrer geschichtlichen Entwicklung, als auch nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart nahegeführt. Der Verfasser hat sich auch bei der gegenwärtigen vierten Auflage neu hinzugefügten Besprechung der sozialpolitischen Grundlehren von denselben Grundsätzen leiten lassen. Unberührt von dem Widerstreit der Meinungen und Parteiungen in den Tageskämpfen, wissenschaftlichen Erkenntnis gelösten großen Fragen der Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre. Und von dem hier gefundenen Boden aus sucht er dann mit sicherem Blick für die Ergebnisse der geschichtlichen Erfahrung die dem Vaterlande nützlichen und notwendigen Gegenwartsaufgaben und Zukunftsziele der praktischen staatlichen Volkswirtschafts- und Sozialpolitik darzulegen. So wird die Schrift zugleich ein schätzenswerter Wegweiser für alle politisch strebenden Kreise in dem Labyrinth der volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Strömungen und Begehrlichkeiten unserer Zeit, und als solcher ein gewiß gern gesehener Gast in allen von aufrichtiger Hingabe an das Vaterland erfüllten deutschen Häusern. Ihre Aufnahme dortselbst wird jedem umso leichter, da der Verlag der Kameradschaft das auf 107 Seiten zu dem Leser sprechende Schriftwerk zu dem Preise von nur M 1,25 abgibt.

JÄCKH, ERNST, „Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung“. Auf Anregung und unter Mitwirkung des Zentralkomitees vom Roten Kreuz herausgegeben. Erster Band: Das Erlebnis. Verlag Friedr. Andreas Perthes, Gotha, 1916. XI, 287 S. M 10.

Im allgemeinen stehe ich jetzt erscheinenden Büchern über den Weltkrieg recht skeptisch gegenüber. Begreiflich genug ist ja der Wunsch vieler, sich über die Entstehung dieses grausigen Schauspiels, über seinen Verlauf, die einzelnen Ereignisse, über die gewaltigen Taten unserer Helden zu Wasser und zu Lande genauer zu belehren. Aber so gern er dieses Bestreben anerkennt, so hält sich der Historiker doch immer wieder vor Augen, wie unmöglich es ist, inmitten der Vorgänge stehend deren Abschluß wir noch nicht gesehen, ein wirklich wahres, umfassendes Bild zu geben. Bietet uns doch fast jeder Tag neue Aufschlüsse, zeigt uns neue Seiten der Betrachtung und Beurteilung. So können derartige Bücher nur Zerrbilder oder günstigenfalls Teilanschaungen bieten, die schon der nächste Tag veralten lassen kann.

Anders steht es mit dem Buche, das uns hier vorliegt, und das ich rückhaltlos empfehlen möchte. Abgesehen von dem guten Zwecke — vom Ertrage jedes Exemplars fließen 2 M. dem Roten Kreuz zu — scheint mir das Werk auch seinen Dauerwert in sich zu tragen. Es will nicht die äußeren Ereignisse schildern,

sondern mit breiten Pinselstrichen das malen, was sich als das bleibende Ereignis dieser größten Zeit des deutschen Volkes darstellt. Der erste Band soll zeigen, wie wir diesen Krieg erlebt haben, wie wir die Zeit gelebt, was wir empfunden, gefühlt, gehofft haben. Mit Recht weist Jäckh in seiner Vorrede darauf hin, daß diese Absicht nur während des Krieges erreicht werden konnte; „denn nur da konnte in jedes Wort und in jedes Bild die Stimmung eingehen, mit der uns der Krieg erfüllt“. Was dauerwertige befriedigende Lösungen der obenerwähnten darstellenden Aufgabe so schwierig, ja unmöglich macht, ist für die diesem Werke gestellte geradezu Vorbedingung. Nur so konnte es zu dem werden, was es für die Zukunft sein soll: zu einer primären Quelle. Und mag auch in mancher der hier gegebenen persönlichen Aufzeichnungen eine besondere, zuweilen auch die literarische Absicht mitschwingen — ganz von selbst, unbewußt, unmittelbar fließt doch das augenblickliche Fühlen, die von dem Ereignis beherrschte Anschauungsweise in die Feder. Das könnte nie in dem Maße geschehen, wenn solche Aufzeichnungen erst nach dem Kriege gemacht würden, wo ja der Schreiber sich erst durch einen besonderen Willensakt in die frühere Stimmung zurückversetzen müßte; und wenn er auch noch so sehr dazu geeignet wäre, er würde doch nie die Frische der Unmittelbarkeit wieder erzeugen, die sich ja schon in der unbewußten Wortwahl so charakteristisch ausprägt. Jede noch so große Kunst, die das zu erreichen suchen wollte, würde doch nur etwas Erkünsteltes, Sekundäres, Falsches hervorbringen.

Es ist durchaus richtig, daß der zweite und dritte Band, welche die neuen Erkenntnisse und Erfahrungen des Krieges vorführen werden, erst am Ende des Krieges erscheinen sollen. Ich würde es begrüßen, wenn sie auch nicht allzu früh herauskämen, damit den Urteilen hierüber einigermaßen Zeit bliebe auszureifen.

Was den ersten Band betrifft, so will ich nur noch die Hauptabschnitte nennen. Sie behandeln: Das diplomatische Vorspiel — Die Mobilmachung — Die Kämpfe (Briefe und Berichte von allen Kriegsschauplätzen, gesammelt von Ph. Witkop) — Das Gesicht Deutschlands und der verbündeten Länder im Krieg — Der Geist im Krieg. Die Namen der Verfasser, die zu den trefflichsten Männern des Geisteslebens gehören, bürgen allein schon für den Wert der einzelnen Beiträge. Mit dauernder Spannung, reicher Belehrung und innerer Erhebung habe ich das Buch gelesen. Es ist zudem in jeder Beziehung geschmackvoll ausgestattet. Eine Lithographie „Vor dem Königlichen Schloß in Berlin“, von Max Liebermann, gereicht, noch außerdem zur Zierde.

Wilh. Steffens - Berlin - Wilmersdorf.

SCHUMACHER, HERMANN, Professor, Geheimer Regierungsrat
 „Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft“. Sonderabdruck
 aus „Deutschland und der Weltkrieg“. Leipzig und Berlin, Verlag
 von B. G. Teubner, 1916. Gr. 8^o 54 S.

Die gediegene Arbeit gibt eine zahlenmäßig genaue Übersicht über die gewaltigen volkswirtschaftlichen Kräfte Deutschlands, das, wie Verf. beweist, hinsichtlich seiner Mittel von allen gegenwärtig noch immer im Weltkrieg stehenden Mächten am besten gestellt ist. Denn es hat nach des Verfassers weiteren Ausführungen in fünf Kriegsanleihen mehr als 47 Milliarden Mark freiwillig aufgebracht, während sich sein gesamtes Volksvermögen auf 375 Milliarden Mark beläuft. Der Ertrag seiner Stein- und Braunkohlenlager beträgt jährlich 423,4 Millionen Tonnen, also die Hälfte aller anderen Lager in Europa, der der Kalierzeugung 200 Millionen Mark. Sehr wichtig ist ferner unsere Elektrizität- und chemische Industrie, von der die erste jährlich 1200 Millionen Mark, also fast dreimal mehr als die englische, die letzte 1¼ Milliarde Mark einbringt. Die deutsche Stahlindustrie ist namentlich durch ihre vielfache Ausnutzung des von England, das schon immer phosphorfreie Eisenerze hatte,

verworfenen Thomasstahls jetzt weit bedeutender als die Englands; sie gewinnt 17 bis 19 Millionen Tonnen. Auch unsere Roheisenerzeugung, die jährlich einen Gewinn von 1 Milliarde Mark abwirft, übertrifft die Englands fast um das Zweifache.

Die Einlagen bei den deutschen Kreditbanken betragen im Jahre 1915 nicht weniger als 11,8 Milliarden; der Bestand der deutschen Sparkassen belief sich auf 20,5 Milliarden Mark, alles Zahlen, aus denen sich nicht nur die gewaltige Größe unserer Wirtschaftskräfte, sondern auch der Umfang unseres Organisationsgeistes und die Macht unseres Sparsinnes ergibt, während England zwecks Beschaffung der Kriegskosten gegenwärtig schon zu Zwangsmaßnahmen seine Zuflucht nehmen muß.

Auch auf den reichen Ertrag der deutschen Ernte im Jahre 1913 gegenüber dem dürftigen des gleichen Jahres in Frankreich und besonders England, sowie auf unsern Geburtenüberschuß im Vergleich zu dem weit geringeren dieser beiden Länder, besonders Frankreichs, endlich auf unsere treffliche Volksschulbildung weist Verfasser mit Recht hin.

Richtig wird S. 3 betont, daß das deutsche Volk drei große Lebensaufgaben zu lösen hat, eine kulturelle, indem es, als in Europas Mitte gelegen, Verständnis für alles Edle und Entwicklungsfähige bei fremden Völkern pflegen, eine politische, indem es von seinem Boden auch an Zahl überlegene Feinde fernzuhalten bestrebt sein, und eine wirtschaftliche, indem es seine Produktionstätigkeit zur höchsten Bedeutung entfalten muß. Die historische Begründung dieser Angaben ist recht interessant, nicht minder die S. 10—14 gegebenen Mitteilungen über den gewaltigen Aufschwung unserer Landwirtschaft, die gleich unserer Industrie in drei Jahrzehnten größere Veränderungen als früher in vielen Jahrhunderten erfahren hat, wie wir denn uns auch in unserem Viehstande ein bedeutenderes Vermögen als irgend ein anderes Volk angesammelt haben. — Als Glanzpunkte der Arbeit dürften die Abschnitte II und III bezeichnet werden, die von der Industrie und ihrem kapitalistischen Ausbau handeln u oben bereits ausführlicher besprochen sind. Karl Loeschhorn - Hettstedt.

„Warum ich Luther lieb habe.“ Bekenntnisse zum Reformationsjahr von einer Deutschen. Gotha. Verlag Friedrich Andreas Perthes. 1917. 82 S. M1,50. Ein schönes, warm empfundenes Buch; kein gelehrtes, nicht für Gelehrte bestimmt, sondern für die Allgemeinheit, für jeden, der Luther liebt, der nach ihm verlangt oder für ihn zu gewinnen ist. Es war der Verfasserin (Gertrud Schmidt) ein tiefes Herzensbedürfnis, das spürt man, sich zu ihrem Luther zu bekennen, auch andere mitempfinden zu lassen, was ihr Luther als Mensch, als lieber Freund, als Glaubensheld und Gottesstreiter geworden ist. Mit ehrlich begeisterten Worten spricht sie es aus, warum sie Luther lieb habe: weil er unser deutsches Gewissen ist; weil sich in ihm alles zusammenfaßt und verkörpert, was wir unser deutsches Gemüt nennen; weil er ein so kernfester echter Deutscher gewesen ist; weil er so schwere Kämpfe nach außen und im eigenen Innern hat durchkämpfen müssen; und schließlich weil auch sein Bild eine heilige Weihe empfangen hat durch das Blut unserer verklärten Helden in diesem Weltkriege.

In den anderen Aufsätzen des Buches führt uns die Verfasserin auf den Spuren Luthers durch Wittenberg, führt uns nach Gotha, und auf die Wartburg und die Feste Coburg. Sie läßt uns tiefe Blicke tun in des Helden und des Menschen Gebetsleben und in sein Verhältnis zu Staupitz und zu Freund Melancthon. Im letzten Aufsatz (der meinem Empfinden nach freilich etwas schwächer ist, auch nicht recht in den Rahmen paßt) sucht sie allerlei unhistorische Vorstellungen über Luther zu beseitigen — an und für sich auch ein löbliches Unternehmen. Alles in allem — ein Büchlein, das zum Herzen spricht; keine unebene Gabe zum Gedenktage!

Wilh. Steffens - Berlin - Wilmersdorf

Empfehlenswerte Erziehungsheime Pensionate/Heilstätten/Kinderheime

Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim in der Pfalz.

Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die **Realschule** und in das **Jugendheim** vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten Betragennoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung befähigt sind. 18 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heißbares Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielplätze. Vorbereitung zu den praktischen Berufszweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse (Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zugleich zum **einjährig-freiwilligen Dienst**. Pensions- und Schulgeld 750-900 M im Jahr. Näheres im Jahresbericht und Prospekt durch die **Direktion: Prof. Dr. E. Göbel. Dr. G. Göbel.**

Jugendheim Charlottenburg, Goethestr. 22

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule
Sozialpädagogisches Seminar

Ausbildung von Hortnerinnen (ev. staatl. Prüfung)
Hortleiterinnen, Schulpflegerinnen und Jugend-
pflegerinnen.

Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen, Handfertigkeiten. Pension im Hause.
Anmeldungen und Prospekte bei **Fräulein Anna von Gierke, Charlottenburg, Goethestr. 22.**

Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rhein.

Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjährigen-Berechtigung).
400 Schüler, davon 300 im Internat. Diese wohnen zu je 10-18 in 20 Villen in d. Obhut d. Familien, ihrer Lehrer und Erzieher. Dadurch wirkl. **Familienleben**, persönl. Behandlung, mütterl. Fürsorge, auch Anleitung bei den häusl. Arbeiten. 70 Lehrer und Erzieher, kl. Klassen. Luftbad, Spielen, Wandern, Rudern, vernünftige Ernährung. — **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut. Zweiganstalt in **Herchen (Sieg)** in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.
Näheres durch den **Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Nordsøe-Pädagogium Südstrand-Föhr

für Knaben und Mädchen. Vorschule. Realschule (Einj.-Ber.)
Gymnasium. Realgymnasium. Kleine Klassen. Erziehung in
Familiengruppen. Stärkendes Klima. Aerztliche Fürsorge.

Jugendheim für Kinder ohne Schule (Privatstd.)
San.-Rat Dr. Gmelin.

Im Verlage von **Eugen Diederichs, Jena**

erschien die Veröffentlichung der **Comenius-Gesellschaft:**

Ferdinand Jakob Schmidt:

Das Problem der nationalen Einheitsschule

Einzelheft M 0,80 :: Größere Bestellungen nach Verabredung

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Vor kurzem erschien:

Ernst Joël: Die Jugend vor der sozialen Frage

Preis M 0,50

Blätter für soziale Arbeit: „Die kleine Broschüre von Ernst Joël erscheint wie wenig andere geeignet, das innere Verhältnis der den geistigen Grundlagen unserer Arbeit noch fern stehenden Jugend zur sozialen Arbeit zu vertiefen.“

Siedlungsheim Charlottenburg

Das Heim ist Mittelpunkt für Studenten und Studentinnen, die im Arbeiterviertel Charlottenburgs in der Nachbarschaft soziale Arbeit tun. (Volksbildung, Jugenderziehung, persönliche Fürsorge.)

Mitarbeit und Beitritt zum Verein Siedlungsheim (Jahresbeitrag M 6) dringend erwünscht.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die Leiterin **Frl. Wally Mewius, Charlottenburg, Sophie-Charlotte-Straße 80 I**

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender:

Heinrich, Prinz zu Schönau-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. Appeldoorn, Emden. Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. Diedrich Bischoff, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. Buchenau, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. R. Encken, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. Fritz, Charlottenburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Dziobek, Charlottenburg. Professor G. Hamdorff, Görlitz. Dr. Arthur Liebert, Berlin. Professor Dr. Nebe, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. Reber, Erlangen. Stadtschulrat Dr. Reimann, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. E. v. Sallwürk, Karlsruhe. Generalleutnant a. D. von Schubert, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler Alfred Unger, Berlin. Schulrat Waeber, Berlin-Sohmargendorf. Professor Dr. W. Wetekamp, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geb. Baurat Brettmann, Berlin-Frohnau. Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. Gustav Diercks, Berlin-Steglitz. Professor Dr. Elekhoff, Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. Erlenmeyer, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. Hanisch, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. Kühne, Berlin-Charlottenburg. Chefredakteur von Kupffer, Berlin. Direktor Dr. Loeschhorn, Hettstedt a. H. Professor Dr. Müller, Berlin-Karlshorst. D. Dr. Josef Müller, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. Otto Neumann, Elberfeld. Prediger Pfundheller, Berlin. Anton Sandhagen, Frankfurt a. M. Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Bürgerschul-Direktor Siamenik, Prerau (Mähren). Professor Dr. Szymank, Posen. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die Stifter (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die Teilnehmer (6 M) erhalten nur die Monatshefte für Kultur und Geistesleben.
3. Die Abteilungs-Mitglieder (4 M) erhalten nur die Monatshefte für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.